

AUS DEM LEBEN  
FRIEDRICHS  
DES GROSSEN

VON  
REINHOLD KOSER



1942

P. P. DOM KSIĄŻKI  
— ANTYKWARIAT —

201  
❁ 083716



*J. H. Chr. Franke gem. E. Mandel gest.*

*Verlag von E. H. Schroeder, Berlin*

*Friedrich der Große*

# Aus dem Leben Friedrichs des Großen

Denkwürdige Worte des Königs  
mit kurzer Erzählung seiner Thaten

Von

Reinhold Koser

51.—100. Tausend



Stuttgart und Berlin 1912

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger



80395

943.0 : 92 A/2

Alle Rechte vorbehalten

ZBIORY SLASKIE

Akc. K. Nr. 692/74/5

## Jugend und Thronbesteigung

Elf Jahre nach der Erwerbung der Krone durch den Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg, am 24. Januar 1712, wurde im Schlosse zu Berlin als Enkel des ersten preussischen Königs der Prinz geboren, der das neue Königreich Preussen zur europäischen Großmacht emporgehoben und sich selber den Namen „Friedrich der Große“ bei Mitwelt und Nachwelt errungen hat.

Als der Prinz ein Jahr alt war, bestieg sein Vater beim Tode König Friedrichs I. als Friedrich Wilhelm I. den Thron (1713—1740). Auf seine Kindheit und Jugendzeit hat Friedrich, als er selber König geworden war, einen Rückblick geworfen in folgenden, hier in deutscher Uebersetzung wiedergegebenen Versen eines französischen Gedichts:

„Um meine Wiege hört' ich Waffen klirren,  
Und als ich aufwuchs, den Marmrus schwirren.  
Von eines strengen Vaters harter Hand  
Ward ich erzogen ohne Prunk und Tand.  
Erprobte Krieger lenkten meine Schritte.  
Zu Sparta hielt ich hoch Athens gepflegte Sitte.  
Im Ungemach ward ich geprüft, gestählt,  
Bis man mich zu den Königen gezählt.“

Er bezeichnet hier Berlin als Sparta, denn an das Land der rauhen alten Spartaner erinnerte vieles in dem militärischen Staate König Friedrich Wilhelms I. Die harte spartanische Zucht, in der ihn der König hielt, hatte dem Kronprinzen im Anfang widerstrebt. Er drängte aus den engen Schranken seiner Erziehung hinaus und sehnte sich nach

der freieren Geistesbildung und dem frohen Lebensgenuß, die einst im Gegenjat gegen Sparta in Athen geherrscht hatten und die ihm in der französischen Kultur wieder aufgelebt zu sein schienen. Friedrich Wilhelm I. sah mit Kummer, daß der Kronprinz andere Wege einschlagen wollte, als er selber sie ging. Er beschloßte, daß sein Lebenswert in den Händen dieses Sohnes nicht gut aufgehoben sein werde, und hat sogar daran gedacht, ihn von der Thronfolge auszuschließen. Aber unter der strengen Hand des Vaters lernte der Prinz sich selbst zu überwinden und sich in seine Lage zu finden. Er, der dereinst zum Herrschen berufen war, gewöhnte sich in einer harten Prüfung an Ordnung und Unterordnung, Selbstbeherrschung und Pflichttreue. Zugleich gewann er das Verständnis für das Wesen und Wirken seines Vaters. Er überzeugte sich, daß strenge und genaue Wirtschaft für ein kleines und armes Land, wie das damalige Preußen, eine unbedingte Notwendigkeit war. Der König an seinem Teile war beruhigt und versöhnt, als er die Gewißheit gewann, daß sein Nachfolger die Regierung in dem gleichen Geiste weiterführen und die beiden Grundpfeiler des preussischen Staatswesens, das starke Heer und die wohlgeordnete und sparsame Finanzverwaltung, nicht antasten würde.

Beim Ausgang der Regierung Friedrich Wilhelms I. zählte der preussische Staat auf etwa 2200 Quadratmeilen noch nicht ganz 2¼ Millionen Einwohner. Die Bevölkerung Osterreichs wurde auf 13 Millionen, die Englands auf 9½ Millionen, die Frankreichs auf 20 Millionen geschätzt. Aber durch die straffe Anspannung seiner Bevölkerungszahl und der das Mißverhältnis zwischen seiner Bevölkerungszahl und der seiner großen Nachbarn einigermassen aus. Das Heer, das König Friedrich Wilhelm I. unterhielt, zählte zuletzt fast 80 000 Mann. Dagegen war das osterreichische Heer damals 107 000, das französische über 180 000 Mann stark.

Unter den norddeutschen Staaten war Preußen schon damals der mächtigste. Aber die einzelnen Landesteile lagen zerstreut, ohne festen Zusammenhang. An das Kernland der Monarchie, die Mark Brandenburg, grenzten nur das Herzogtum Magdeburg mit dem Fürstentum Halberstadt im Westen und das Herzogtum Pommern im Norden. Am Rhein und in Westfalen lagen weit abgetrennt die kleinen Herzogtümer Geldern und Kleve, die Grafschaften Märs, Bingen, Tecklenburg, Ravensberg und das Fürstentum Minden. Ebenso ab-

gelegen war im Osten die heute Ostpreußen genannte Provinz, die von Pommern durch das damals polnische Gebiet Westpreußen geschieden wurde. Wenn Krieg entbrach, war es schwierig, zugleich mit den Hauptprovinzen auch die so weit entfernten Nebenlande zu verteidigen.

Von den deutschen Nachbarn Preußens waren die stärksten die beiden Kurfürstentümer Sachsen und Hannover. Der Kurfürst von Hannover war zugleich König von England und der Kurfürst von Sachsen König von Polen. Durch ihre Verbindung mit dem Auslande wurde das Verhalten dieser beiden Staaten von fremden Einflüssen abhängig. Erst dadurch, daß Preußen zu einer Großmacht angewachsen ist und seine Macht in Deutschland erweitert hat, ist dem Zustand ein Ende gemacht worden, daß die europäischen Mächte sich beständig in die deutschen Angelegenheiten einmischten. Deshalb hat niemand dem preussischen Staate eine Verstärkung und Machterweiterung gönnen wollen. Nur in großen und harten Kriegen hat Preußens Großmachtsstellung durchgesetzt und behauptet werden können.

König Friedrich Wilhelm I. hatte in seinen letzten Lebensjahren die allgemeine Mißgunst und Eifersucht gegen Preußen an sich erfahren. Er hatte Erbansprüche auf die Herzogtümer Jülich und Berg an Niederrhein, aber die Großmächte wollten ihn zwingen, sich ihrem Schiedspruch zu unterwerfen. Auch Kaiser Karl VI., mit dem er früher (1728) ein Bündnis geschlossen hatte, schloß sich den Gegnern Preußens an. Der König war schwer enttäuscht über den Abfall seines Verbündeten und sprach damals, indem er auf seinen Kronprinzen wies, das prophetische Wort: „Da steht einer, der mich eines Tages rächen soll.“

Der Kronprinz war fest entschlossen, das Vermächtnis seines Vaters auszuführen. So schrieb er schon im Jahre 1738 an einen der Berater seines Vaters, den General von Grumbow:

„Ich würde unseren Gegnern antworten: Der König von Preußen ist gleich dem edlen Palmbaum, ihr versucht ihn zu beugen, aber hoch schnell er seinen stolzen Wipfel.“

In einem anderen Briefe, aus Rheinsberg vom 1. November 1737, hat er seine Gedanken für Preußens Zukunft noch deutlicher bekant:

„Gott weiß, daß ich dem Könige ein langes Leben wünsche, aber wenn die Stunde unserer Ansprüche nicht mehr bei seinen Lebzeiten schlagen sollte, dann wird sich zeigen, daß man mich nicht soll anklagen können, meine Interessen fremden Mächten zu opfern. Ich fürchte vielmehr, daß man mir eher ein Uebermaß von Kühnheit und Lebhaftigkeit vorwerfen soll. Es scheint, daß der Himmel den König dazu ausersehen hat, alle Vorkehrungen zu treffen, welche Weisheit und Vorsicht vor dem Eintritt in einen Krieg erfordern. Wer weiß, ob für die ruhmvolle Anwendung dieser Vorbereitungen die Vorsehung nicht mich vorbehält!“

Am 31. Mai 1740 starb König Friedrich Wilhelm I. im 52. Jahre seines Lebens, nachdem er bereits am Tage zuvor die Regierung an den Kronprinzen übertragen hatte.

Der neue Herrscher, der jetzt 28 Jahre zählte, erklärte, den Wissenschaften und Künsten in seinem Staate eine Heimstätte bereiten zu wollen, aber er war zugleich davon überzeugt, daß an den festen Grundlagen des Staates, die sein Vorgänger geschaffen hatte, nicht gerüttelt werden durfte, und daß die bewährten Verwaltungseinrichtungen und vor allem die strenge und sparsame Finanzwirtschaft erhalten werden mußten.

Das große Heer Friedrich Wilhelms I. verstärkte er noch um 10 000 Mann, um seiner auswärtigen Politik um so stärkeren Nachdruck geben zu können. Über die Aufgabe, vor die er sich bei seinem Regierungsantritt gestellt sah, hat er in seiner eigenhändig verfaßten „Geschichte meiner Zeit“ einen Rechenschaftsbericht erstattet:

„Starke Beweggründe verpflichteten mich im Anfang meiner Regierung, Beweise von Kraft und Festigkeit zu geben, um dem Heere die Wege zum Ruhm zu öffnen und um meinem Volke Achtung in Europa zu verschaffen. Allen guten Staatsbürgern schmitt es in das Herz, die Kränkungen zu sehen, die der verewigte König in den letzten Jahren seiner Regierung erlebte, und das Bedenken, das man dem preussischen Namen aufdrückte. Die Welt legte das unsichtige

und kluge Verhalten als Schwäche aus, durch das der verewigte König es immer vermied, mit seinen Nachbarn Krieg anzufangen. Wenn nun die geringe Meinung, die Europa von dem Könige hatte, nur eine irrige Einbildung ohne praktische Folgen geblieben wäre, so wäre das Übel nicht so groß gewesen. Aber die Überzeugung saß so fest, und man hatte eine so geringe Voraussetzung von seinem Charakter, daß seine Verbündeten ebenjowenig Rücksicht auf ihn nahmen, wie seine Feinde. Das führte mich auf die Erkenntnis, daß einem Fürsten nichts stärker am Herzen liegen muß, als sein Ruf, daß es Tugenden gibt, die ein Staatsmann bei der Verderbnis unseres Zeitalters nicht ausüben darf, und daß es zum Wohle meines Volkes für mich darauf ankam, mit Festigkeit aufzutreten, um die Vorstellungen der Vergangenheit auszulöschen und durch die Furcht meine Nachbarn zu veranlassen, das eigentümliche Verhalten zu ändern, das die Langmut des verewigten Königs ihnen hatte durchgehen lassen.“

## Erster und zweiter schlesischer Krieg

1741—1745

Die Stunde des Handelns war gekommen, als wenige Monate nach dem Thronwechsel in Preußen, am 20. Oktober 1740, der letzte deutsche Kaiser aus dem Hause Habsburg, Karl VI., seine Augen schloß.

Schon vor drei Jahren hatte der Kronprinz Friedrich vorausgesagt, daß der Tod des Kaisers einen allgemeinen Krieg um die österreichische Erbsfolge verursachen werde. Karl VI. hatte durch ein Hausgesetz, das man Pragmatische Sanction nannte, seine Tochter Maria Theresia zur Erbin eingesetzt. Früher war zwischen Karl VI. und seinem älteren Bruder Kaiser Joseph I., der gleichfalls keine Söhne hatte, verabredet worden, daß beim Aussterben des Mannes-

flammes zuerst die Töchter dieses älteren Bruders erben sollten. Von ihnen hatte sich die eine mit dem Kurfürsten von Bayern, die andere mit dem Kurfürsten von Sachsen verheiratet. Preußen hatte in einem Vertrage von 1728 die Pragmatische Sanction mit dem Erbtochter Maria Theresias anerkannt, der Vertrag war aber von österreichischer Seite nicht gehalten worden.

König Friedrich erklärte, sich in die Frage der österreichischen Thronfolge nicht einmischen zu wollen, erhob aber die alten Ansprüche seines Hauses auf Teile von Schlesien. Der Große Kurfürst hatte auf diese Ansprüche verzichtet, als ihm Kaiser Leopold I. als Abfindung dafür den Kreis Schwiebus abtrat. Kurfürst Friedrich III. hatte Schwiebus an Osterreich zurückgeben müssen, aber zugleich sich geweigert, den Verzicht auf die schlesischen Ansprüche zu wiederholen.

König Friedrich forderte jetzt von dem Wiener Hofe die Abtretung von Niederschlesien und bot dafür an: sein Bündnis zur Verteidigung der österreichischen Erblande gegen jeden Angreifer und besonders gegen Frankreich, eine Geldunterstützung von zwei Millionen Talern und die brandenburgische Kurstimme für die Kaiserwahl des Großherzogs Franz von Toskana, des Gemahls von Maria Theresia. In Wien wurden diese Anträge zurückgewiesen. Die österreichischen Minister befürchteten einen Angriff von Frankreich nicht, weil man diese Macht vor einigen Jahren (1735) durch die Überlassung von Lothringen gewonnen zu haben glaubte.

Inzwischen hatte König Friedrich bereits die Waffen erhoben. Einen Bundesgenossen hatte er nicht. Frankreich bot ihm ein Bündnis an, aber er ging nicht darauf ein, weil er auch nach Beginn des Krieges noch hoffte, mit Osterreich zu einem Vergleich zu gelangen.

An die Offiziere der Berliner Garnison richtete der junge Kriegsherr vor dem Ausbruch nach Schlesien im Dezember 1740 eine feurige Ansprache:

„Meine Herren, ich unternehme einen Krieg, in welchem ich keinen anderen Verbündeten habe, als Ihre Tapferkeit, und kein anderes Hilfsmittel, als mein Glück. Erinnern Sie sich ohne Unterlaß des unsterblichen Ruhms, den sich Ihre Vorfahren auf den Gefilden von Warschau und Zehrbellin erworben haben,

und verleugnen Sie niemals die Reputation der brandenburgischen Truppen. Adieu, brechen Sie auf zum Rendezvous des Ruhms, wohin ich Ihnen ungesäumt folgen werde.“

Am 13. Dezember verließ der König seine Hauptstadt, am 16. in der Morgenfrühe überschritt er an der Spitze der in der Neumark zusammengezogenen Heeresabteilung die schlesische Grenze, den „Rubikon“, denn so sagte er in Erinnerung an Cäsars Einmarsch in Italien. Am Abend dieses entscheidungsvollen Tages schrieb er eigenhändig an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten v. Podewils:

„Mein lieber Podewils. Ich habe den Rubikon überschritten mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel. Meine Truppen sind voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeiz, und unsere Generale dürsten nach Ruhm. Alles wird nach unseren Wünschen gehen, und ich habe Grund, mir alles mögliche Beste von dieser Unternehmung zu versprechen. Entweder will ich unkommen, oder ich will Ehre von dieser Unternehmung haben. Mein Herz verheißt mir alles Beste von der Welt; kurz, ein gewisser Instinkt, dessen Ursache uns unbekannt ist, sagt mir Glück und Günst voraus, und ich werde in Berlin nicht erscheinen, ohne mich des Blutes würdig gemacht zu haben, aus dem ich entsprossen bin, und der braven Soldaten, die ich die Ehre habe zu kommandieren. Adieu, ich empfehle Sie dem Schutze Gottes.“

Das in früheren Kriegen rühmlich bewährte österreichische Heer befand sich damals im Verfall. Der verstorbene Kaiser war kein Soldat gewesen. Die Ausbildung und die Verpflegung der Truppen und die Aufrechterhaltung der Manneszucht waren arg vernachlässigt worden. Die große Mehrzahl der Regimenten stand in den außerdeutschen Besitzungen Osterreichs, in Ungarn, Belgien und der Lombardei. Schlesien war von Verteidigern fast entblößt. Erst nach einigen Monaten erschien der Feldmarschall Neipperg mit einem Heere zur Wiedereroberung des von den Preußen besetzten Landes.

Am 10. April 1741 kam es zur Schlacht bei dem Dorfe Mollwitz in der Nähe der von den Österreichern noch besetzten Festung Brieg. Die österreichische Reiterei zeigte sich der preussischen überlegen, weil diese Waffe unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. nicht mit der gleichen Sorgfalt ausgebildet worden war wie das Fußvolk. Obgleich der König in eigener Person die geworfenen Schwadronen wieder ordnete und in den Kampf zurückführte, behielten die feindlichen Reiter die Oberhand. Die Schlacht schien bereits verloren. Aber durch den von dem Feldmarschall Schwerin geleiteten Angriff der preussischen Infanterie, vor allem durch ihr sicheres Feuern, wurde der Sieg für Preußen entschieden. Ein österreichischer Schlachtbericht schildert das Vordringen der preussischen Bataillone: „Ich kann wohl sagen, mein Lebtag nichts Silberberes gesehen zu haben; sie marschierten mit der größten Contenance und so schnurgleich, als wenn es auf der Parade gewesen wäre; das blanke Gewehr machte in der Sonne den schönsten Eindruck, und ihr Feuer ging nicht anders als wie ein stetes Donnerwetter.“

In einem Briefe an den Generalfeldmarschall Fürsten von Anhalt-Deskau aus dem Lager bei Mollwitz vom 25. April 1741 urteilte über seine Truppen:

„Mein Glück, die Konservation (Erhaltung) der ungemein braven Armee und die Wohlfahrt des Landes habe allein unserer unschätzbaren Infanterie zu verdanken. Unsere Infanterie sind lauter Cäsars und die Offiziers davon lauter Helden, aber die Kavallerie ist nicht wert, daß sie der Teufel holet.“

Nach dem Siege von Mollwitz machte der König dem Hofe zu Wien noch einmal das zu Beginn des Krieges dort abgelehnte Anerbieten. England wünschte ein großes Bündnis gegen das ihm verfeindete Frankreich zustande zu bringen. Dafür war der Beitritt der starken preussischen Militärmacht von größtem Werte. England vermittelte deshalb zwischen den beiden deutschen Mächten und empfahl der Königin Maria Theresia, an Preußen Zugeständnisse zu machen. Aber die preussischen Vorschläge wurden in Wien nach längeren Verhandlungen wieder verworfen.

Jetzt erst ließ sich der König, um nicht länger ganz ohne

Anschluß zu bleiben, zu dem Bündnis mit Frankreich herbei (5. Juni 1741), das ihm seit lange dringend angeboten worden war. Die Kurfürsten von Bayern und Sachsen und der König von Spanien machten gleichfalls mit Frankreich gemeinsame Sache und beanspruchten auf Grund ihrer Verwandtschaft mit dem Hause Habsburg von der österreichischen Erbschaft einen Anteil an Land und Leuten. Der Kurfürst von Bayern wurde durch die deutschen Kurfürsten an Stelle des letzten Habsburgers als Karl VII. zum Kaiser gewählt. Die Sächse Maria Theresias war auf das schwerste gefährdet. Aber die Kriegführung der Verbündeten Preußens war nicht so nachdrücklich und deshalb nicht so erfolgreich wie die König Friedrichs. Statt geradezu auf Wien zu marschieren, wie der König rief, gingen die vereinigten Franzosen und Bayern nach Böhmen, zogen dort die Sachsen an sich, mußten sich aber bald auf den Verteidigungskrieg beschränken. Sie suchten eine Schlacht zu vermeiden, weil die Österreicher allmählich immer stärkere Truppenmassen auf den Kriegsschauplatz warfen. Nach dem erfolgreichen Einfall eines österreichischen Korps nach Bayern zogen die bayerischen Truppen in ihre Heimat ab.

In seiner zweiten Schlacht, bei Chotusitz in Böhmen, am 17. Mai 1742, stand Friedrich den Österreichern unter Prinz Karl von Lothringen wieder allein mit seinen Preußen gegenüber. Die preussische Reiterei hatte im Laufe eines Jahres dank der unablässigen Bemühungen des Königs viel gelernt und wachte an diesem Tage durch ihre tapfere Haltung die Scharte von Mollwitz aus, aber die österreichische Kavallerie war ihr noch gewachsen. Den Sieg verdankte der König auch diesmal seiner Infanterie. Die Siegesbotschaft des Königs an seine Gemahlin, die Königin Elisabeth Christine, vom Schlachtfeld von Chotusitz lautete:

„Gott sei Dank, befinden wir uns alle wunderbar gut, und wir haben die Österreicher so geschlagen, wie es sich gehört. Der Erfolg ist größer und vollständiger als der bei Mollwitz, und wir haben einen unsterblichen Ruhm für unsere Truppen erworben. Wir haben wenig Verluste gehabt und der Feind viel.“

Nach dieser Niederlage bot Maria Theresia die Hand zum Frieden. Die Engländer, die inzwischen durch ihren Ge-



sandten immer von neuem vermittelt hatten, stellten ihr vor, daß es für Oesterreich vor allem darauf ankomme, den gefährlichsten Gegner loszuwerden, weil sie alsdann mit den anderen leichtes Spiel haben werde. König Friedrich hatte bei seinen Verbündeten nicht die erwartete Unterstützung gefunden. Er hatte überdies gegen die Franzosen von vornherein starkes Mißtrauen gehabt, weil sie in ihrem letzten Kriege ihre Bundesgenossen in Stich gelassen und einen Sonderfrieden geschlossen hatten.

Im Frieden zu Breslau vom 11. Juni 1742 erwarb Preußen ganz Schlesien bis auf die Bezirke von Jägerndorf, Troppau und Teschen, sowie die böhmische Grafschaft Glatz. Die neue Provinz hatte einen Umfang von ungefähr 640 Quadratmeilen, sie betrug also mehr als den vierten Teil des bisherigen preussischen Staatsgebiets.

Den Empfang der Friedensurkunde beauftragte der König seinem Minister Podewils aus dem Lager von Stuttenberg (21. Juni 1742) mit den freudigen Worten:

„Mein lieber Podewils. Ich habe mit großer Freude den Friedensvertrag erhalten. Was die Sicherheit unserer neuen Besitzungen anbelangt, so gründe ich sie auf ein gutes und zahlreiches Heer, einen guten Staatschatz, starke Festungen und auf Bündnisse zur Schaustellung, die auf die Welt wenigstens Eindruck machen. Das Schlimmste, was uns in Zukunft widerfahren könnte, wäre ein Bündnis zwischen Frankreich und Oesterreich. Aber in diesem Fall würden wir England, Holland, Rußland und viele andere Fürsten für uns haben. Es handelt sich augenblicklich nur darum, die Kabinette Europas daran zu gewöhnen, uns in der Lage zu sehen, in die uns dieser Krieg gehoben hat, und ich glaube, daß viel Mäßigung und Ruhe gegen alle unsere Nachbarn uns dahin wird führen können.“

Nach dem Frieden mit Preußen schloß Maria Theresia auch mit dem Kurfürsten von Sachsen Frieden und später ein Bündnis, blieb aber im Kriege gegen den zum Kaiser erwählten Kurfürsten von Bayern und die Franzosen. England und die Niederlande ergrieffen jetzt für Oesterreich die Waffen und ließen ihre Truppen in Deutschland einrücken.

Die Franzosen verloren im Jahre 1743 bei Dettingen am Main eine Schlacht. Ganz Bayern geriet in die Hände der Oesterreicher. Maria Theresia beabsichtigte dieses Land als Ersatz für das verlorene Schlesien ihrem Staate einzuverleiben.

König Friedrich versuchte vergebens bei Oesterreich und England zugunsten des Kurfürsten von Bayern, dessen Kaiserwürde Maria Theresia nicht anerkannte, zu vermitteln. Wenn der Kaiser völlig wiedergeworfen wurde und die österreichische Macht sich zu stark vermehrte, so mußte der König befürchten, daß Schlesien ihm wieder entrisfen würde. Dieser Gefahr wollte Friedrich sich nicht aussetzen. Zudem war nicht seine Sache. Im August 1744 stellte er dem Kaiser 80 000 Mann als Hilfstruppen. So begann der zweite schlesische Krieg. Für den Kaiser sollte nicht nur sein Erbland Bayern wiedergewonnen, sondern auch das Königreich Böhmen erobert werden. Zum Dank sollte er dann drei böhmische Kreise an Preußen abtreten.

Der König eroberte nach kurzer Belagerung die böhmische Hauptstadt Prag (16. September), dann aber schien sein Kriegsglück ihn verlassen zu wollen. Die Oesterreicher wußten nach den Erfahrungen von Mollwitz und Chotusitz, daß die Preußen ihnen auf dem Schlachtfeld überlegen waren. Deshalb beschloß der Feldmarschall Traun, dem Kampfe auszuweichen. Durch geschickte Bewegungen bereitete er alle Bemühungen des Königs, eine Schlacht herbeizuführen. Das war ein großer Querstrich durch den preussischen Feldzugsplan. Der Krieg zog sich ohne Entscheidung in die Länge, und die Preußen litten bald unter dem Mangel an Verpflegung. Dazu kam, daß das sächsische Heer sich mit den Oesterreichern vereinigte. Der König sah sich genötigt, zu Beginn des Winters Böhmen zu räumen, und hatte auf dem Rückzuge nach Schlesien starke Verluste, teils durch Krankheiten und teils, weil die zahlreichen in seinem Heere dienenden angeworbenen Ausländer jetzt, als es um die preussische Sache unglücklich stand, fahnenflüchtig wurden.

Maria Theresia glaubte nach dem Erfolg dieses Feldzuges schon gewonnen Spiel gegen ihren Feind zu haben. Sie verkündete den Schlesiern durch einen Aufruf, daß sie unter österreichische Herrschaft zurückkehren sollten. Zu Beginn des neuen Jahres starb Kaiser Karl VII. (20. Januar 1745), zu dessen Gunsten die Preußen ins Feld gerückt waren. Maria

Theresia schloß jetzt mit dem Sohne des Kaisers, dem Kurfürsten Maximilian Joseph, Frieden und gab ihm sein Erbland Bayern zurück. Sie glaubte einen Ersatz für Schlesien nicht mehr zu brauchen, wenn ihre Truppen ihr diese Provinz wiedergewannen. Die Friedensvorschläge, die König Friedrich machte, wies sie zurück.

Während die Gegner frohlockten, verbreitete sich bei den Preußen große Niedergeschlagenheit. Auch im Heere gab es viele Margler und Schwarzsehler. Deshalb meinte der Oberst von Winterfeldt, es wäre nötig, daß Seine Majestät eine Generalorder an alle Negimenter ergehen ließ, daß kein Offizier sich unterhehen solle die Ansicht auszusprechen, daß die Sachen übel ablaufen könnten: „Denn wenn nur ein jeder als ein treuer Diener des Königs gut und brav denkt, und seine Schuldigkeit erweist, so kann uns nichts widerfahren, sondern es muß alles gut gehen, und dauert mir, daß wir noch niemals mehr Gelegenheit gehabt, uns auszuzeichnen und Ruhm zu erwerben, als eben jetzt.“ Der König schärfte seinen Generalen und Offizieren bei jeder Gelegenheit Mut und Selbstvertrauen ein. So schrieb er an den Generalmajor von Hautcharnoi:

„Emporrietet (benehmt) Euch allezeit wie ein tapferer Mann und menagieret (schont) den Feind nicht und unterrichtet Eure Offiziers, ebenso gesinnt zu sein. Ich will keine timiden (surchtamen) Offiziere haben. Wer nicht dreist und herzhaf ist, meritieret (verdient) nicht, in der preußischen Armee zu dienen. Saget solches allen Euren Offizieren und Subalterns.“

Auch die preußischen Minister ließen den Mut sinken und glaubten, daß der König den Frieden durch Landabtretungen erkaufen muchte. In zahlreichen Briefen aus dem schlesischen Feldlager suchte er ihnen größere Zwerficht einzusloen. Dem Grafen Podewils erklärte er am 27. April 1745:

„Wenn alle meine Hilsquellen, alle meine Verhandlungen versagen, wenn, mit einem Worte, alle Verhältnisse sich gegen mich erklären, dann will ich lieber mit Ehren untergehen, als verloren sein für mein ganzes Leben an Ruhm und Ruf. Ich habe

mir einen Ehrenpunkt daraus gemacht, mehr als irgend ein anderer beigetragen zu haben zum Wachstum meines Hauses; ich habe eine hervorragende Rolle gespielt unter den gekrönten Häuptern Europas: das sind ebensoviele persönliche Verpflichtungen, die ich eingegangen bin, und die ich voll entschlossen bin, aufrecht zu halten auf Kosten meines Glücks und meines Lebens. Sie denken als sehr ehrenwerter Mann, und wenn ich Podewils wäre, würde ich ebenso denken. Aber ich habe den Rubikon überschritten, und entweder will ich meine Macht behaupten, oder alles soll untergehen und alles, was preußisch heißt, mit mir begeben werden. Wenn der Feind etwas beginnt, so werden wir ihn so gewiß besiegen, oder wir werden uns alle niederhauen lassen, für das Heil des Vaterlandes und den Ruhm des Herrscherhauses. Mein Entschluß ist gefaßt; was Ihr auch unternehmen mögt, es ist unnütz, mir davon abratens zu wollen. Welcher Schiffskapitän ist feige genug, wenn er sich vom Feinde umringt sieht, wenn er alle Anstrengungen gemacht hat, sich los zu machen, und keine Rettung mehr sieht, daß er dann nicht hochherzig die Runte in den Pulverraum wirft, um den Feind um seine Erwartung zu trügen? Denkt an die Königin von Ungarn, an diese Frau, die nicht verzweifelte, als ihre Feinde vor Wien standen und ihr die blühendsten Provinzen uberschwemnten; und Ihr wolltet nicht den Mut dieser Frau haben! Jetzt da wir noch keine Schlachten verloren haben, da noch keine Schlappe uns beigebracht ist und da ein glücklicher Erfolg uns höher steigen lassen kann, als wir jemals gestanden haben! Stärkt Euren Mut, mein lieber Podewils, und gebt den andern davon ab, und wenn ein Unglück eintritt, davon ich sicherlich am meisten leiden werde, so tragt es mit Hochherzigkeit und Mut: das ist alles, was Cato und ich Euch sagen können.“

Es gelang dem König durch unermüdliches Bemühen, seine heldenhafte Gesinnung auf die Offiziere und die Truppen

zu übertragen. Die Kleinmüthigen und Mißvergnügten verstummt. Jedermann im preußischen Heere brannte jetzt darauf, bald an den Feind zu kommen. Der König war zufrieden. Er schrieb an den Grafen Podewils aus Camenz, 8. Mai 1745:

„Die Feinde werden hier in Schlesien eine Entscheidungsschlacht nicht vermeiden können, und mein Heer ist in guter Verfassung. Ich habe den Geist aller meiner Offiziere auf den Ton geschimmt, den ich mir nur wünschen kann. Ich habe ihnen Frohmut und Vertrauen eingeflößt, und wir werden alle unsere Schuldigkeit thun und mit unserem Blute bestiegeln, daß die Feinde sich täuschen, wenn sie denken, daß sie uns unwürdig behandeln oder zu einer Handlung veranlassen können, welche die Ehre des Staates, oder die Ehre eines jeden von uns insbesondere, verletzen würde.“

Der König ließ die schlesischen Gebirgspässe unbesetzt, um seine Feinde in das flache Land zu locken, wo sie einer Schlacht nicht wieder ausweichen konnten. Den Oberbefehl führte jetzt an Stelle des vorsichtigen Feldmarschalls Traun Prinz Karl von Lothringen. Trotz seiner Niederlage von Chotusitz war er so zuversichtlich, daß er glaubte, die Preußen würden gar nicht wagen, sich ihm zum Kampfe zu stellen, sondern sich bis an die Oder zurückziehen. Am 3. Juni rückten die verbündeten Oesterreicher und Sachsen durch das Gebirge in die Ebene zwischen H o h e n f r i e d b e r g und Striegau ein. Durch einen Nachtmarsch näherte sich ihnen das preussische Heer unbemerkt. Um 4 Uhr in der Frühe begann der König seinen Angriff. Zuerst wurden die Sachsen nach hartnäckigem Widerstand überwältigt, dann entbrannte ein noch heftigerer Kampf zwischen dem linken Flügel der Preußen und den Oesterreichern. Die preussische Reiterei bewies, was sie in der Schule ihres Königs seit dem vorigen Kriege gelernt hatte. Den letzten Widerstand brach der glänzende Angriff des Dragonerregiments Bahreuth (heute Kürassierregiment „Königin“ in Baselwald) auf sechs österreichische Infanterieregimenter. Obgleich sie auf zwanzig Schritt Entfernung eine Salve erhielten, drangen die Dragoner in die durch den vorangegangenen Kampf schon erschütterte Masse des

feindlichen Fußvolks ein, machten 3000 Gefangene und erbeuteten 66 Fahnen. Um 9 Uhr morgens gehörte das Schlachtfeld unbesritten den Preußen.

Nach diesem Siege schrieb der König an den Minister Podewils:

„Die besten Mitruten, so wir haben, sind unsere eigenen Truppen.“

Am das Offiziercorps wurde nach der Schlacht von Hohenfriedberg folgender Parolebefehl ausgegeben:

„Ihro Majestät können nicht unterlassen, Dero gesamten Offiziers Ihre Zufriedenheit über die von ihnen bei Hohenfriedberg auf das neue wiedergegebenen Proben von deren besonderen Courage, Geschicklichkeit und gutem Betragen zu geben. Das Lob, welches sich alle hohe und niedere Offiziers erworben haben, wird von dem Feinde selbst zugestanden und in keinen Zeiten ausgelöscht werden. Da aber Ihro Majestät bekannt ist, daß die Lust zur wahren Ehre der vornehmste Affekt (Trieb) Ihrer Offiziers ist, so sind Sie der Meinung, daß Sie ihnen in keinem Stück Ihre Zufriedenheit mehr an den Tag legen können, als durch eine extraordinäre Promotion (Beförderung). Ob sie zwar nicht alle Offiziers mitrufft, so versprechen Ihro Majestät, ingleichen den anderen auf eine andere Art Zeichen Ihrer höchsten Zufriedenheit zu geben, und rekommandieren anbei allen und jeden Offiziers, den Ruhm der preussischen Armee und Waffen, den wir durch so viel Blut erworben haben, beständig zu Herzen zu nehmen, und forthin gegen den Hochmut unrechtmäßiger Feinde auf solche Art zu behaupten, daß sie bei aller Gelegenheit wahrnehmen, daß sie mit denselben Preußen zu thun haben, welche sich bei Hohenfriedberg einen unsterblichen Ruhm erworben.“

Nach dem Siege von Hohenfriedberg verfolgte der König den geschlagenen Feind nach Böhmen bis Königgrätz. Seinen Hauptstoß wollte er jetzt gegen Sachsen führen. Da ver-

sprach der König von England, den Frieden zwischen Preußen und seinen Gegnern zu vermitteln, und zwar so, wie Friedrich es vorschlug, daß jeder behalten sollte, was er vor dem Krieg besessen. Er hielt den Frieden schon für gesichert, aber Maria Theresia verwarf die englische Vermittlung und befahl dem Prinzen Karl von Lotbringen, noch einmal das Schlachtlenglied zu versuchen. Es gelang den Österreichern, das preußische Lager zwischen Soor und Trautenau in Böhmen in der Nacht auf den 30. September zu umfassen. Sie glaubten die Preußen zur Waffenstreckung zwingen oder sämtlich in die Pfanne hauen zu können. Als der König morgens um 5 Uhr vor sein Zelt trat, durchschaute er mit einem einzigen Blick die Gefahr und gab mit der größten Geistesgegenwart seine Befehle aus. Die Preußen ließen ihr Lager im Stich und stürmten die mit Infanterie, Kavallerie und Kanonen dicht besetzten Bergeshöhen, ehe noch der Feind dazu kam, seinen Überfall auszuführen. 22 000 Preußen gewannen über 42 000 Österreicher und Sachsen einen glänzenden Sieg. Das preußische Lager war während des Kampfes von Kroaten geplündert worden. Auch der König verlor sein ganzes Gepäck und seine Feldkanzlei. Die Siegesbotschaft an den alten Fürsten von Anhalt-Deskau schrieb er auf ein aus seinem Taschenbuch gerissenes Blatt Papier:

„Die Österreicher sind total geschlagen, ein andermal ein mehrtes.“

Noch immer verweigerte Maria Theresia die Annahme des Friedens. Vier Tage nach der Schlacht bei Soor wurde ihr Gemahl als *F r a n z I.* zum deutschen Kaiser gewählt. Aber sie erklärte, ohne Schlesien sei die Kaiserkrone des Tragens nicht wert. Noch ein letzter Versuch sollte gemacht werden. Die preußischen Truppen waren schon in die Winterquartiere gelegt worden. Die Gelegenheit schien für die Österreicher günstig, quer durch Sachsen auf Berlin zu marschieren. Aber der König war auf seiner Hut. Kaum waren die Österreicher von Böhmen aus in Sachsen eingerückt, so zogen die Preußen von Schlesien aus hinter ihnen her und schlugen den Nachtrab bei *H e n n e r s d o r f* so gründlich (23. November), daß der Feind schnell wieder umkehrte. Gleichzeitig rückte Friedrichs Feldmarschall, der alte Dessauer, von Halle her in Sachsen ein. Am 27. November schrieb der König an den Minister Podewils:

„Ich schmeichle mir, daß Sie mit mir zufrieden sein werden, denn meinerseits habe ich mein Vaterland vor dem grausamsten Unheil gerettet, und meine ganze Unternehmung hat mir nur 30 Tote, höchstens, und 70 Verwundete gekostet. Gott sei gelobt, unsere Feinde sind schon geschlagen, ehe ich sie noch erreichen konnte, und ich habe alles getan, was ein General leisten kann, mit dem Mindestmaß von Blutvergießen und mit den größten Wirkungen. Mit einem Worte: segnen wir die Vorsehung für unsere Erfolge. Ich bin am 23. in die Laufitz eingerückt und am 27. gab es keinen Österreicher mehr im Lande. Ich wünsche aus Herzensgunde, daß der Fürst von Anhalt mit derselben Tatkraft handelt, dann kann ein schneller Friede nicht ausbleiben, mag kommen was da will. Ich habe meinerseits ein reines Gewissen, und habe vor Gott und vor meinem Lande mir keine Veräumnis vorzutwerfen, sondern darf mir viel gute Neuigkeiten versprechen; denn wenn der alte Fürst will, so gebe ich ihm schönes Spiel. Adieu, Gott bewahre uns alle miteinander.“

Der alte Dessauer marschierte nicht so schnell auf Dresden vor, wie der König wünschte. Die Gefahr entstand, daß die Österreicher, die jetzt auf dem linken Ufer der Elbe in Sachsen wieder vorrückten, dem sächsischen Heer bei Dresden zu Hilfe kamen, ehe es geschlagen war. Der König konnte kein Ansehen der Person und sprach dem alten Feldmarschall seine Unzufriedenheit in kräftigen Worten aus (9. Dezember):

„Ich kann nicht leugnen, daß ich gar übel von Ihrer Durchlaucht Manövern zufrieden bin. Sie gehen so langsam, als wenn Sie sich vorgenommen hätten, mich aus meiner Avantage (Vorteil) zu setzen, und weil diese Sache ernsthaft sind, so rate Ihnen als ein guter Freund, solche mit mehrer Vigueur (Nachdruck) zu traktieren, meine Ordres punktueller (pünktlicher) zu exekutieren, sonst sehe ich gezwungen, zu Extremitäten (außergewöhnlichen Maßregeln) zu schreiten, die ich gern evitieren (vermeiden) wollte. Ich weiß auch,

daß ich mir allemal so deutlich expliziere (ausdrücke), daß sein Lage kein Offizier von meiner Armee geklagt sich, daß er mit nicht verstünde, und ist mein Feldmarschall der einzige, der meine deutliche Befehle nicht verstehen kann oder verstehen will. Ich kann es nicht begreifen, und ich bin in dem großen Mißvergnügen, denn Sie bringen mich um Ehre und Reputation.“

Der Fürst gewann sich schnell die volle Zufriedenheit des Königs wieder. Am 15. Dezember schlug er die Sachsen auf das Haupt in ihrer festen Stellung bei Kesselsdorf. Die Folge des Sieges war die Einnahme von Dresden. Am ersten Weihnachtstage wurde in der eroberten sächsischen Hauptstadt der Friede unterzeichnet, sowohl mit den Sachsen, die eine große Kriegsentfähigung bezahlen mußten, wie mit den Österreichern, die dem König den Besitz von Schlesien bekräftigten.

Seinen tapferen Truppen spendete er nach diesem Kriege in seiner Schrift über die Grundsätze der Kriegsführung („Generalprinzipien vom Kriege“) reiches und wohlverdientes Lob:

„Ich habe gesehen, daß nicht nur Offiziere, sondern auch die Gemeinen in ihrer Mitte keine Leute dulden wollten, welche Schwächenanwandlungen gezeigt hatten, von denen man sicher in anderen Heeren kein Aufheben machen würde. Ich habe schwerverwundete Offiziere und Soldaten gesehen, die ihren Posten nicht verlassen und nicht zum Verbandplatz austreten wollten. Mit solchen Truppen würde man die ganze Welt bezwingen, wenn die Siege nicht ihnen selber ebenso verhängnisvoll wären wie ihren Feinden; denn Ihr könnt alles mit ihnen unternehmen, solang Ihr Lebensmittel habt.“

## Friedensjahre 1746—1756

Dem zweiten schlesischen Kriege folgte ein Jahrzehnt des Friedens, das der König in rastloser Tätigkeit ausnutzte, um den Wohlstand seines Landes zu heben.

Die neuen Provinzen, Schlesien und das im Jahre 1744 durch eine Erbanswartschaft erworbene Fürstentum Ostpreußen, erhielten die Verwaltungseinrichtungen, die sich in den alten Provinzen unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. bewährt hatten.

Mit der Erwerbung von Schlesien übernahm der preussische Staat, dessen Bevölkerung bisher mit wenigen Ausnahmen evangelisch gewesen war, eine große Anzahl katholischer Einwohner. Der König machte es sich zur Pflicht, die Gewissensfreiheit in seinen Landen aufrechtzuerhalten und gegen seine katholischen Untertanen ebenso gerecht zu sein wie gegen seine evangelischen. Er verlangte aber auch, daß die Angehörigen der verschiedenen Bekenntnisse in Eintracht miteinander lebten. Gleich bei Beginn seiner Regierung hatte er den Grundsatz aufgestellt:

„Die Religionen müssen alle toleriert (geduldet) werden und muß der Fiskal (der Vertreter der Staatsbehörde) nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch tue, denn hier muß ein jeder nach seiner Façon felig werden.“

Eine der großartigsten Leistungen des Königs war das Ergebnis seiner Ansiedlungspolitik. Er hat während seiner Regierung im ganzen ungefähr 800 neue Dörfer angelegt. Die Ansiedler kamen aus den verschiedensten Teilen Deutschlands: Pfälzer, Rheinhesen, Württemberger, Mecklenburger, Pommeren aus dem damals noch schwedischen Teile von Vorpommern, Böhmen, Österreich. Die neuen Orte wurden teils auf dem Boden ausgerodeter Wälder, teils in den trockengelegten Flussniederungen, besonders im Oderbruch und im Warthebruch, angelegt. Das Oderbruch nannte der König nach der Urbarnadung eine im Frieden eroberte neue Provinz.

Besonders lieb es der König sich angelegen sein, den Bauerstand zu erhalten. Kein Bauerngut durfte in den Besitz eines Großgrundbesitzers übergehen. Die Hand- und Spanndienste, welche die Bauern auf den Rittergütern und den Domänen der Gutsherrschaft damals noch leisten mußten, wurden vermindert. Der König wünschte sie allmählich ganz abzuschaffen.

In den Städten wurde das Gewerbe gefördert. Zahlreiche Fabriken entstanden, für die erste Anlage wurde viel-



fach eine Staatsunterstützung gegeben. Hier fanden viele fleißige Hände lohnende Beschäftigung. Der König sagte zu einem seiner Beamten:

„Mein Volk muß arbeiten und würde faul werden, wenn die Industrie keinen gesicherten Absatz hätte. Wir wollen uns beeifern, meinen Untertanen die doppelte Kunst zu lehren: ihr Geld zu sparen und Geld zu verdienen.“

Durch Einfuhrverbote gegen die im Ausland hergestellten Waren wurde dafür gesorgt, daß der Wettbewerb der Fremden das heimische Gewerbe und Handwerk nicht schädigte oder gar erdrückte. Infolgedessen wuchs die Volkswirtschaft in Preußen aus kleinen Anfängen schnell empor. Der wichtigste Betrieb war damals die Leinwandindustrie. Sie beschäftigte zum Schluß der Regierung Friedrichs des Großen 80 000 Arbeiter. In der Wollindustrie waren 58 000 Arbeiter tätig, in der Seidenindustrie 6000, in der Baumwollindustrie 7000, in den Lederfabriken 4000. In sämtlichen Gewerbszweigen betrug die Zahl der Arbeiter 165 000. Das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern wurde einer scharfen Staatsaufsicht unterworfen, damit der Unternehmer die Löhne nicht drückte und der Arbeiter gegen willkürliche Entlassung gesichert war.

Für den Handel war es von großem Vorteil, daß jetzt nach der Erwerbung von Bessarabien durch Friedrich Wilhelm I. und von Schlesien durch Friedrich den Großen die Oder in ihrem ganzen Lauf ein preussischer Strom geworden war. Es war der einzige der großen deutschen Flüsse, der derselben Landesherrschaft gehörte. Um die Oder mit der Elbe zu verbinden, baute der König den Finowkanal zwischen Oder und Havel und den Plauenischen Kanal zwischen Havel und Elbe. Die Oder erhielt einen für große Schiffe fahrbaren Zugang zum Meere durch den Bau des Swinöfals, an dessen Ausfluß die Stadt Swinemünde gegründet wurde. Die Zahl der preussischen *Seeschiffe* vermehrte sich von Jahr zu Jahr. In Embden, der größten Stadt der neuen Provinz Ostfriesland, wurden Schiffahrtsgesellschaften für den überseeischen Handel bis nach Sinterasiens begründet.

Alljährlich zu bestimmten Zeiten reiste der König in seine Provinzen, um eine Aufsehung der Regimenter vorzunehmen

und sich über die Tätigkeit der Behörden in allen Bereichen der Staatsverwaltung genau zu unterrichten. Er fuhr in seinem Reisewagen mit untergelegten Bauernspeden in schnellster Gangan. An den Haltestellen pflegte die Bevölkerung aus der ganzen Umgebung zusammenzufließen, die Vorspannspede für die Ablösung standen in Reih und Glied, daneben die Bauern, die bis zum nächsten Spannwechsel mitreiten mußten; andere Leute hielten Eimer mit Wasser bereit, um die heißen Wagenräder während des Umspannens zu begießen. Am ersten Haltorte in jedem Kreise mußte der Landrat zur Stelle sein, auch die königlichen Amtleute und die Dorfschulzen aus der Nachbarschaft hatten sich einzufinden. Sobald der König in seinem Wagen ankam, begann er ohne lange Begrüßungsreden die Beamten auszufragen. Auch den gemeinen Mann hörte er an, wenn jemand etwas vorzubringen hatte.

Den größten Teil des Jahres verlebte der König, wie schon sein Vater, in Potsdam. Nur im Winter hielt er mehrere Wochen hindurch seinen Hof in Berlin. Für die Sommermonate bezog er seit 1747 das von seinem Baumeister Knobelsdorf erbaute Lustschloß *Cansjowici* („Sorgenfrei“). Hier versammelte er einen außerwählten kleinen Kreis von Freunden: Gelehrte und Dichter, Offiziere und Staatsmänner. Auf seinem Obilde „Die Tafelrunde von Cansjowici“ hat unser großer Maler Adolph Menzel den König und seine Tischgenossen, unter ihnen Voltaire, den geistvollsten und gefeiertsten Schriftsteller des damaligen Frankreich, lebensvoll dargestellt. Ein anderes berühmtes Gemälde von Menzel, „Das Flötenkonzert“, zeigt uns den König inmitten der Musiker seiner Kapelle, wie er am Notenpult steht und die Flöte bläst, auf der es zu hoher Meisterschaft gebracht hatte.

Im Sommer stand der König meist um 3 Uhr auf, bisweilen um 4, im Winter eine Stunde später. Fünf bis sechs Stunden Schlaf genügte ihm. Durch gewissenhafte Ausnutzung der Zeit und eine streng geregelte Tageseinteilung machte er es möglich, nach dem Beispiel seines königlichen Vaters nicht bloß die allgemeinen Staatsangelegenheiten, sondern auch eine große Menge von Einzelgeschäften persönlich zu erledigen und jeden Tag zahlreiche Verfügungen selbst zu schreiben oder seinen Sekretären zu diktieren. Er handelte nach dem Grundsatz, den er seinem Bruder, dem Prinzen August Wilhelm, eintrugte:

„Niemals darf das Vergnügen die Forderungen der Pflicht beeinträchtigen, sie haben den Vortritt. Man hat nichts für einen schlaffen Menschen übrig, während alle Welt den, der sich nützlich macht, schätzt. Und wie viel Geist jemand auch haben mag, man kommt nicht vorwärts ohne Fleiß.“

Seine hohe Auffassung von den Aufgaben des Fürstenamtes hat der große König in dem „Politischen Testament“ vom 27. Juli 1752 seinen Nachfolgern in nachdrücklichen Worten an das Herz gelegt:

„Eine wohlbestellte Regierung muß ein sicher gefügtes System haben von nicht loserem Zusammenhange, wie etwa ein philosophisches Lehrgebäude. Ein König von Preußen muß selbst regieren. Vergnügungssucht, Trägheit, Dummheit, das sind die Ursachen, welche die Fürsten von der Arbeit an ihrem edlen Beruf, das Glück der Völker zu schaffen, zurückhalten. Solche Herrscher machen sich so verächtlich, daß sie die Mäe und das Gespött ihrer Zeitgenossen werden und daß in der Geschichte ihre Namen höchstens Unhaltspunkte für die Chronologie abgeben. Sie vegetieren auf dem Throne, ihres Sitzes unwürdig, ganz aufgehend in dem Gedanken an ihr Ich. Ihre Pflichtvergeßlichkeit gegen ihre Untertanen wird geradezu strafbar. Nicht damit er in Verwechslung lebe, ist der Herrscher zu seiner hohen Stellung erhoben und mit der obersten Gewalt bekleidet; nicht damit er sich mäste mit dem Mark des Volkes, während alles darbt. Der Herrscher ist der erste Diener des Staates. Er wird gut besolbet, damit er die Würde seines Standes aufrecht erhalten kann, aber man fordert von ihm, daß er werktätig arbeitet für das Wohl des Staates und daß er wenigstens die wichtigsten Angelegenheiten mit Achtsamkeit leitet. Ohne Frage bedarf er der Hilfskräfte, die Bearbeitung der Einzelheiten wäre zu ausgedehnt für ihn. Wohl aber muß er die Beschwerde von jedermann anhören und denen,

welchen Vergewaltigung droht, schleunig ihr Recht schaffen. Einem König von Spiris wollte ein Weib eine Bittschrift überreichen; er fuhr sie an und gebot ihr, ihn in Ruhe zu lassen. Und wozu bist du denn König, erwiderte sie, wenn du mir nicht Recht schaffen willst? Ein schöner Ausspruch, dessen die Fürsten unablässig eingedenk sein sollten.“

## Siebenjähriger Krieg

1756—1763

Am Sommer 1756 begann König Friedrich seinen dritten Krieg, um dem Angriff der gegen ihn verbündeten Mächte zuvorzukommen.

Die Kaiserin Maria Theresia hatte die Hoffnung Schlesien wiederzuerobern nicht aufgegeben. Seit 1746 war Österreich mit Rußland verbündet. Schon 1749 war ein gemeinsamer Krieg gegen Preußen von ihnen geplant worden. Der Kampf unterblieb damals, weil Frankreich noch auf preussischer Seite stand. Jetzt, am 1. Mai 1756, schloß auch Ludwig XV. ein Bündnis mit Maria Theresia. Er trennte sich von Preußen, weil nach Beginn eines neuen Krieges zwischen Frankreich und England wegen ihres amerikanischen Kolonialbesitzes König Friedrich mit England einen Vertrag für die Aufrechterhaltung der Neutralität von Deutschland geschlossen hatte. Er wollte damit Hannover, das deutsche Stammland des Königs von England, gegen einen französischen, sich selbst aber gegen einen russischen Angriff decken.

Die Absicht der Gegner war, den preussischen Staat völlig niederzuwerfen und auf den Besitzland der Zeiten vor dem Dreißigjährigen Kriege herabzubringen. Nicht bloß Schlesien, sondern auch Ostpreußen, Vorpommern, die Lande Magdeburg und Halberstadt und die Besitzungen in Westfalen und am Rhein sollten erobert und unter die Verbündeten und die Helfer, die sie noch zu gewinnen gedachten, Schweden, Sachsen und andere deutsche Reichsfürsten, aufgeteilt werden.

Österreich und Rußland hatten schon für den Sommer 1756 die Eröffnung der Feindseligkeiten verabredet, beschlossen

aber, den Angriff bis zum nächsten Jahr zu vertagen, wo Preußen von österreicherischer, russischer und dann auch französischer Seite her gleichzeitig zwischen drei Feuer genommen werden sollte.

König Friedrich war über die geheimen Verabredungen seiner Feinde genau unterrichtet. Er verlangte deshalb von der Kaiserin Maria Theresia die Erklärung, daß sie ihn weder in diesem noch im nächsten Jahre angreifen würden. Als diese Erklärung ihm verweigert wurde, setzte er sich am 28. August mit seinen Truppen in Marsch. In seinen Gesandten in Wien schrieb er (26. August):

„Da ich keine Sicherheit mehr habe, weder für die Gegenwart noch für die Zukunft, bleibt mir nur der Weg der Waffen, um die Komplotte meiner Feinde zu zernichten. Ich marschiere und denke binnen kurzem diejenigen auf andere Gedanken zu bringen, die gegenwärtig sich durch ihren Stolz und Hochmut verblenden lassen. Aber ich habe Selbstbeherrschung und Mäßigung genug, um Vorschläge zur Verständigung anzuhören, sobald man sie mir machen will, da ich weder einen ehrgeizigen Plan noch begehrlische Wünsche habe, und die Beweggründe meiner Schritte keine anderen sind, als gerechte Maßregeln für meine Sicherheit und meine Unabhängigkeit.“

Der erste Stoß traf das Kurfürstentum Sachsen, um vor allem diesen Nachbarn außer Kampf zu setzen, an dem die Preußen nach den Erfahrungen des letzten Krieges nicht vorbeimarschieren durften. „Ich fürchte die Sachsen nicht vor mir, aber hinter mir,“ jagte der König. Auch wußte er, daß der sächsische Minister Graf Büchli eifrig dazu beigetragen hatte, den europäischen Bund gegen Preußen zuwege zu bringen. Die sächsischen Truppen wurden in dem besetzten Lager bei Pirna eingeschlossen und belagert. Ein österreichisches Entsatzheer unter Feldmarschall Browne wurde am 1. Oktober bei Lobositz von dem König geschlagen. „Sie haben geglaubt, Sie könnten meine Armeee,“ schrieb der König am nächsten Tage an den Prinzen Moriz von Dessau, „aber nach der gestrigen Probe können Sie glauben, daß nichts mehr auf der Welt ihr unmöglich ist.“ Aber er erlachte auch,

daß die Österreicher im Vergleich zu den ersten Kriegen gefährlichere Gegner geworden waren. Vierzehn Tage später mußte das sächsische Heer, durch Hunger gezwungen, die Waffen strecken.

Während des Winters besetzten die Gegner Preußens ihren Bund durch neue Verträge. Gegen die Franzosen fand der König Bundesgenossen an Hannover, Braunschweig und Hessen-Kassel, deren Truppen während des Krieges auf englische Kosten unterhalten werden sollten. Den Kampf gegen Österreicher, Russen und Schweden mußte er allein auf sich nehmen.

Zu Beginn des neuen Jahres erteilte er für alle Fälle seinem Minister Grafen Zinckenstein eine denkwürdige Vollmacht (10. Januar 1757):

„In der kritischen Lage, in der sich unsere Angelegenheiten befinden, muß ich Ihnen meine Befehle geben, auf daß Sie in jedem der Unglücksfälle, die in der Möglichkeit der Ereignisse liegen, zu den Entscheidungen, die getroffen werden müssen, ermächtigt sind. Wenn es geschähe, wovor der Himmel uns bewahre, daß eines meiner Heere in Sachsen völlig geschlagen würde, oder daß die Franzosen die Hannoveraner aus ihrem Lande verjagten, sich dort festsetzten und uns mit einem Einfall in die Altmark bedrohten, oder daß die Russen durch die Neumark vordrängen, so muß man die königliche Familie, die obersten Gerichte, die Minister und das Generalsdirektorium retten. Wenn wir in Sachsen auf der Leipziger Seite geschlagen werden, so ist der geeignetste Ort für die Überführung der Familie und des Staatsschatzes Küstrin, wenn die Russen durch die Neumark einbrächen, oder uns ein Unglück in der Lausitz zustieße, muß alles nach Magdeburg gehen. Die letzte Zufluchtsstätte endlich ist Stettin. Dorthin aber darf man nur in dem äußersten Notfall gehen. Die Garnison, die königliche Familie und der Staatschatz sind unzertrennlich und gehen immer zusammen, dazu die Krondiamanten, und der Silberschmuck der Staatsgemächer, der in solchem Fall ebenso wie das goldene Tafelgeschirr unverzüglich zu Münze geprägt werden muß.“



Geschähe es, daß ich getötet würde, so müssen die Dinge in ihrem Zuge bleiben ohne die geringste Veränderung und ohne daß man den Übergang in andere Hände gewahr wird, und in diesem Falle müssen Eide und Huldbingungen beschleunigt werden, so hier, wie in Preußen und vor allem in Schlesien. Wenn ich das Verhängnis hätte, daß ich vom Feinde gefangen würde, so verbiete ich, daß man die geringste Rücksicht auf meine Person nimmt oder dem, was ich aus meiner Haft schreiben könnte, die geringste Beachtung beimißt. Geschähe mir solches Unglück, so will ich für den Staat mich opfern, und man muß dann meinem Bruder gehorchen, der, ebenso wie meine sämtlichen Minister und Generale, mit dem Kopfe mir dafür verantwortlich sein soll, daß man weder eine Provinz noch ein Lösegeld für mich anbietet, sondern den Krieg fortsetzen und seine Vorteile verfolgen wird, ganz als wäre ich nie auf der Welt gewesen.“

Der Absicht der Oesterreicher, durch Sachsen gegen die Mark Brandenburg vorzudringen, kam der König im April durch den Einmarsch in Böhmen zuvork. Seine gleichzeitig aus Schlesien und Sachsen über die Grenze gegangenen Heere vereinigten sich am Morgen des 6. Mai vor Prag, wohin die aus ihren Quartieren aufgestellten Oesterreicher sich von allen Seiten her zurückgezogen hatten. Die Schlacht bei Prag wurde unter ungeheuren Opfern von den Preußen gewonnen. Der dreißigjährige Feldmarschall Schwerin fand den Helmbod, als er, die Fahne in der Hand, seinem Regiment voranschritt. General Fouqué ließ sich den Degen an der verwundeten Hand festbinden und blieb auf seinem Posten; des Königs Bruder Prinz Heinrich wurde von den Musketeeren des Regiments Hesperitz durch einen der zahlreichsten tiefen Wassergräben getragen, die das Schlachtfeld durchschnitten. Das Regiment Wintersfeldt verlor beim Sturm auf eine Batterie zwei Drittel seines Bestandes, an 1200 Mann, bis die Grenadiere vom Bataillon Wrede den Braven zuriefen: „Kameraden, laßt uns heran, ihr habt Ehre genug.“ Durch den Sieg der Preußen wurde der größte Teil des österreichischen Heeres von der Rückzugslinie abgeschnitten und mit

seinem Führer, dem Prinzen Karl von Lothringen, in Prag eingeschlossen.

Während der König die böhmische Hauptstadt belagerte, verstärkte sich das letzte der Kaiserin im Felde noch zur Verfügung stehende Korps unter Feldmarschall Daun durch Zuzüge aus allen Garnisonen allmählich bis auf 54 000 Mann und rückte zum Entsatz der Festung heran. Bei Kolin, acht Meilen vor Prag, trat ihm der König am 18. Juni mit nur 34 000 Mann entgegen, denn mehr konnten in den ausgedehnten Belagerungslinien nicht entbehrt werden. Der preussische Angriff auf die feste österreichische Stellung begann um 1/2 Uhr, nach drei Stunden schien der Sieg schon entschieden, da erlag die erschöpfte preussische Infanterie, der es an Reserven fehlte, einem Angriff der feindlichen Reiterei. Der linke preussische Flügel geriet in volle Auflösung. Um die ruhmvollen Fahnen des ersten Bataillons Anhalt, der Leibtruppe des alten Dessauers, sammelte der König noch ein paar Duzend Leute; er läßt das Spiel rühren, sprengt voran, hofft, sein Beispiel wird die Flucht noch wenden. Aber das Häuflein hinter ihm lichtet sich, als die Kugeln einschlagen, er schaut nur vor sich und gewahrt nicht, daß nur noch seine Adjutanten ihm folgen. Bis Major Grant ihm zuruft: „Majestät, wollen Sie die Batterie allein erobern?“ Da hemmt der König sein Pferd, betrachtet noch einmal durch sein Fernglas die feindliche Stellung und reitet dann langsam nach dem rechten Flügel, um die Befehle für Dedung des Rückzugs zu erteilen. Der hartnäckige Widerstand dieses Flügels, wo das erste Bataillon Garde 24 Offiziere und 475 Mann verlor, bestimmte die siegreichen Oesterreicher, eine Verfolgung des abziehenden Heeres zu unterlassen.

Infolge der Niederlage von Kolin mußte der König die Belagerung von Prag aufheben und Böhmen räumen. Während er sich gegen die Oesterreicher jetzt auf den Verteidigungskrieg beschränkte, zog er Ende August nach Thüringen, um die Franzosen abzuwehren, die das hannoversche Heer in der Schlacht bei Hohenb. e (26. Juli) geschlagen hatten und demnächst zu einer Neutralitätserklärung nötigten. Des Königs Lage wurde in den nächsten Wochen sehr gefährlich. Sein in Ostpreußen aufgestelltes Heer unter Feldmarschall Lehwaldt wurde von den Russen bei Großjägerndorf (30. August) geschlagen, in Pommern fielen die Schweden ein, die Oesterreicher eröffneten sich den Zugang nach Schlesien durch das

Gefecht bei Morys (7. September), in welchem Friedrichs fähigster General, sein Freund Winterfeldt, fiel. Die Franzosen aber wichen der Schlacht, die der König suchte, durch rechtzeitigen Rückzug jedesmal aus. Dadurch wurde er in Thüringen festgehalten und konnte nicht verhindern, daß ein österreichisches Streifcorps unter General Hadik für einige Tage Berlin besetzte.

Damals sahen nicht bloß die Feinde, sondern auch manche seiner Generale, die Minister und seine eigenen Verwandten Preußens Sache bereits als verloren an. Voltaire, der nach seinem Potsdamer Besuche in die Schweiz übergesiedelt war, erteilte ihm den Rat, sich in philosophischer Ruhe in das Unvermeidliche zu ergeben und den Frieden durch Abtretungen zu erkaufen. Der König erteilte ihm (Oktober 1757) eine stolze Antwort:

„Glaubt mir, wenn ich Voltaire wär',  
Ein Menschenkind, wie andre mehr,  
Säh' ich, mit kargem Loß zufrieden,  
Wom flücht'gen Glück nicht gern geschieden,  
Wollt' es verlachen, ganz wie er!  
Doch andrer Stand hat andre Pflicht:  
Voltaire in seiner stillen Klausel,  
Im Land, wo alte Treue noch zu Hause,  
Mag friedsam um den Ruhm des Weisen werben,  
Nach Platos Muster und Gebot.  
Ich aber, dem der Schiffbruch droht,  
Muß, mutig trotzend dem Verderben,  
Als König denken, leben, sterben!“

Schon glaubte der König unberichteter Sache nach dem schwer gefährdeten Schlesien abzuziehen zu müssen, als die Franzosen und die Reichsarmee in einer plötzlichen Umwandlung von Entschlossenheit und Zuversicht sich ihm am 5. November bei M o s s b a c h zum Kampfe stellten. Wie Geblendete ließen sie in ihr Verderben. Noch ehe sie sich aus ihrer schwerfälligen Marschordnung heraus zur Schlachtlinie entwickeln konnten, setzte der glänzende Reiterangriff des sechsund-dreißigjährigen Generalmajors v. Seydlitz ihre Kavallerie von der Walslatt hinweg. Und auch das Feuergefecht des Fußvolks währte nur eine Viertelstunde. „Unsere Disposition

war, wie ich meine, sehr gut.“ schrieb der französische Marschall Soubise nach Hause, „aber der König von Preußen hat uns nicht die Zeit gelassen, sie auszuführen. Vor allen Dingen gilt es jetzt, die Ehre der Nation zu retten und das Unglück auf die Reichstruppen zu schieben.“ Und der Reichsfeldmarschall Prinz von Sachsen-Hildburghausen berichtete an den Kaiser Franz: „Wenn man meinte, eine Eskadron oder ein Bataillon beisammen zu haben, dürfte nur eine einzige Stückugel dazwischenfahren, da lief alles wie Schafe davon; unser größtes Glück war, Allergnädigster Herr, daß es Nacht geworden ist, sonst wäre bei Gott nichts davongekommen.“

Seiner Schwester, der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, meldete der König am Abend der Schlacht seinen Sieg mit den Worten:

„Nach so viel Anruhen, dem Himmel sei Dank, ein glückliches Ereignis, und es soll gesagt sein, daß 20 000 Preußen 50 000 Franzosen und Deutsche geschlagen haben. Jetzt werde ich mit Frieden in die Grube fahren, nachdem der Ruf und die Ehre meines Volkes gerettet ist. Wir können unglücklich sein, aber wir werden nicht entehrt sein.“

In aller Mund waren jetzt die Spottverse:

„Und kommt der große Friederich  
Und klopf't nur an die Hosen,  
So läuft die ganze Reichsarmee,  
Panturen und Franzosen.“

Auch kam den Reichstruppen jetzt die Selbsterkenntnis. Aus dem Lager der Besiegten schrieb ein Begleiter des Landgrafen von Hessen-Darmstadt nach Hause: „Ich wollte dem heiligen Römischen Reich untertänigst ohnmaßgeblich anraten, daß es sich ja so bald nicht wieder mit dem bösen Fritz in ein Handgemeng einlasse, da er uns so kräftig erwiesen hat, daß er das Kriegshandwerk gar viel besser als wir verstehe.“

In Schlesien hatten sich die österreichischen Waffen inzwischen weit ausgebreitet, und während schon der König nach dem Siege von M o s s b a c h aus Thüringen im Anmarsch war, erzielte der Feind neue Erfolge. Am 14. November fiel die Festung Schweidnitz, am 22. wurde das preussische Heer

unter dem Herzog von Wevern bei Breslau geschlagen, am 24. übergab sich die damals stark besetzte schlesische Hauptstadt.

Am 1. Dezember vereinigten sich bei Parchwitz die bei Breslau geschlagenen Truppen mit dem von dem Könige herbeigeführten Heere. Er erklärte seinen Generalen seinen Entschluß, unter allen Umständen eine große Entscheidungsschlacht zu erzwingen. Ein Adjutant hat auf Grund verschiedener Aufzeichnungen den Inhalt der Rede sinngetreu zusammengestellt:

„Ihnen, meine Herren, ist es bekannt, daß es dem Prinzen von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Wevern zu schlagen und sich zum Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu tun. Ein Teil von Schlesien, seine Hauptstadt und alle meine darin befindlich gewesenen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Mut, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterland und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts getan zu haben, ließe ich die Oesterreicher in dem Besitz von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und

die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind: so werden Sie gewiß sich dieses Vorzuges nicht unwürdig machen; ist aber einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden.“

Als der König beim Sprechen hier eine Pause machte, pläzte der Major v. Billerbeck mit dem Worte heraus: „Das mühte ja ein infamer Hundsfott sein, nun wäre es Zeit.“ Der König lächelte und fuhr fort:

„Schon im Voraus hielt ich mich davon überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland tun. Gehen Sie nun ins Lager und wiederholen Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben.“

So lange hatte der König in dem Tone der Überzeugung geredet, um die Begeisterung seiner Zuhörer anzufachen; jetzt aber, da er sich von der unwiderstehlichen Gewalt seiner Worte überzeugt hielt, sprach er wieder als König und kündigte die Strafen an, die er über diejenigen verhängen wollte, die ihre Schuldigkeit verabsäumen würden:

„Das Regiment Kavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind

stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht abziehen und mache es zu einem Garnisonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu stoden anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montierung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in kurzem haben wir den Feind geschlagen oder wir sehen uns nie wieder.“

Prinz Karl von Lothringen unterschätzte seinen Gegner nicht, der ihn schon in vier Schlachten besiegt hatte. Er würde am liebsten einem Kampfe ausgewichen sein. Aber er hatte Befehl aus Wien, Liegnitz zu behaupten, und mußte deshalb aus seiner bestmöglichen Stellung vor Breslau heraus den Preußen entgegengehen. „Der Fuchs ist aus seinem Loch geflohen“, sagte der König, „nun will ich seinen Übermut strafen.“ Am 5. Dezember trafen sich die beiden Heere zwischen Breslau und Liegnitz bei dem Dorfe *Leuthen*.

Wie schon in den früheren Schlachten, erfolgte der preussische Angriff in der sogenannten schiefen Schlachtdordnung, in der Weise, daß der linke Flügel weit zurückgehalten wurde, um für den Fall der Not eine frische Reserve zu bilden. Damit der richtige Abstand herauskam und früher vorgekommene Fehler vermieden würden, ließ der König heute die Bataillone des rechten Flügels staffelförmig im Abstand von je fünfzig Schritt aufmarschieren. Den äußersten Flügel bildete das Regiment Meyerind (nachmals Alt-Lorisch; Rekrutierungsbezirk Beeslow-Storlow). Von dieser Truppe hatte Moritz von Anhalt-Deskau einmal gesagt: „Eure Majestät können dem Regiment Ihre Krone undzepter anvertrauen; wenn die vor dem Feinde laufen, so bleib' ich auch nicht stehen.“ Den Angriff der vordersten Bataillone leitete der König persönlich an. Der Fahnenjunker v. Barsewisch erzählt darüber in seinem Tagebuch:

„Als wir über die Anhöhe ungefähr gerade gegenüber dem Dorfe Leuthen eintrafen, konnten wir die ganze kaiserliche Stellung und ihre kriegerischen Anstalten von einem Flügel bis zum anderen übersehen. Seine königliche Majestät hielt auf dieser Höhe und sagte zu unserem Kommandeur, dem Herrn Obristleutnant v. Bod.: „Marchieren Sie mit Ihrem Bataillon gerade auf den Verband vorten, wo sich die Weißbrüde verschanzt haben, die übrigen Bataillons

sollen sich nach Ihnen richten.“ Nachhero waren Seine Majestät so gnädig und kamen zu mir und dem v. Unruh, als vormarschierenden Freikorporals mit der Fahne, und sagten: „Junke von der Leibkompanie, siehet Er wohl: auf den Verband soll Er losmarschieren, Er muß aber nicht zu stark avancieren, damit die Arnee folgen kann.“ Und nun richteten Seine Majestät unsere Bataillons selber nach der feindlichen Linie und sagten zu den Soldaten: „Burschen, sehet ihr dort wohl die Weißbrüde? Die sollt ihr aus der Schanze wegsagen, ihr müßt nur stark auf sie anmarschieren und sie mit dem Bajonett daraus vertreiben, ich will euch alsdann mit fünf Grenadier-Bataillons und der ganzen Arnee unterstützen. Hier heißt es siegen oder sterben, vor euch habt ihr den Feind und hinter euch die ganze Arnee, daß ihr also auf keiner Seite zurück oder vorwärts anders als siegend Platz findet.“

In vier knappen Nachmittagsstunden des kurzen Wintertages war die Schlacht für die Preußen entschieden. Das siegreiche Heer ordnete sich, so gut es in der Dunkelheit ging, und blieb unter dem Gewehr, die Stätten seiner blutigen Triumphe im Rücken. Wieder wie schon am Abend von Koffbach ward das Schlachtfeld die Stätte eines Gottesdienstes. Von Trupp zu Trupp pflanzte sich die fromme Weiße fort, bis zuletzt aus vieltausendfachen Kriegermund der Choral erkante: „Nun danket alle Gott!“

Der König war mit den Sämtlich-Kittassieren und einigen Kanonen auf der Straße nach Lissa vorangeilt; ein paar Grenadierbataillone folgten. Neben dem Pferde des Königs, am Steigriemen sich festhaltend, schritt der Wit aus der Dorfchenke von Sagra und machte mit seiner Laterne in der dichten Finsternis den Führer. Von Zeit zu Zeit wurden Kanonenschüsse abgegeben, um die Fliehenden nicht zu Atem kommen zu lassen. Kurz vor Lissa ward man von einem Haufen Nachzügler mit Feuer begrüßt, ebenso nachher im Städtchen aus den Fenstern. Aber der König ließ sofort am jenseitigen Ausgang bei der Weißbrüde die Kanonen auffahren und sicherte sich so den Ort und für morgen den Fußübergang. Dann überrastete er — es war gegen 7 Uhr — auf dem Schloß die abgeschmittenen österreichischen Offiziere mit der Begrüßung: „Bon soir, Messieurs! gewiß sind Sie mich hier nicht vermuten! Kann man hier auch noch mit unterkommen?“ Das ganze Schloß war mit Verwundeten belegt, der König nahm ein dürftiges Nachtmahl ein und schlief auf einer

Streu wie die Nacht zwor unter demselben Dach sein Gegner Karl.

Die nächste Folge der Schlacht war die Wiederoberung der Festung Breslau. Der König schrieb nach seinem Einzug an seine Minister (Breslau, 19. Dezember):

„Die Stadt Breslau hat sich ergeben, die Garnison ist Kriegsgefangen. Sie besteht ungefähr in 13 oder 14 Generalen, 10 000 Mann und 3—4000 Verwundeten. Mit diesen Gefangenen steigt die Gesamtzahl der Oesterreicher, die sich in meiner Gewalt befinden, auf über 700 Offiziere und 33 000 Mann. Ich werde in einigen Tagen ins Gebirge marschieren, um auch die wenigen dort verbliebenen Feinde zu vertreiben, und hoffe diese ganze Gegend von den Oesterreichern, die sie verheeren, zu säubern, mit Ausnahme von Schweidnitz, dessen Belagerung für diese rauhe Jahreszeit ein zu schweres Unternehmen sein würde. Wenn jemals Preußen Anlaß gehabt hat, das Teuclum zu singen, so ist es bei dieser Gelegenheit. Ich hoffe, daß Sie mit meinem Heerzug zufrieden sein werden, niemals habe ich so viel Hindernisse gefunden, wie bei dieser Gelegenheit. Der Himmel sei gelobt, daß uns das gelungen ist.“

Aber die Hoffnung des Königs, daß sein großer Sieg ihm den Frieden bringen würde, erfüllte sich nicht. In ihrer ersten Beslürzung und Niedergeschlagenheit nach Koffbath und Leuthen hatten sowohl Maria Theresia wie der König von Frankreich an Verhandlungen mit Preußen gedacht. Bald aber erklärten sie, den Krieg fortsetzen zu wollen.

Es war ein Glück für Preußen, daß jetzt England wieder an dem Kriege in Deutschland teilnahm. Nach seinen letzten Siegen wurde Friedrich der Große von den Engländern als ihr Retter in der Not gepriesen. Georg II. von England befahl seinen Hannoveranern, wieder ins Feld zu rücken, und englische Truppen verstärkten das gegen die Franzosen in Westdeutschland aufgestellte Heer. König Friedrich beantragte, daß England eine Kriegsflotte in die Ostsee schicken sollte, um Rußland zu bedrohen. Dieser Wunsch wurde ihm nicht erfüllt, weil die Engländer gern ihre Handelsgeschäfte mit den russischen Kaufleuten ruhig fortsetzen wollten. Aber

das englische Parlament bewilligte wenigstens Geldmittel als Zuschuß zu den beträchtlichen Kosten der preussischen Kriegsführung.

Den Oberbefehl über das Heer in Westdeutschland übernahm ein preussischer General, Prinz Ferdinand von Braunschweig. Es gelang ihm, während der Dauer des Krieges die Franzosen trotz ihrer Übermacht in siegreichen Schlachten immer von neuem zurückzubringen. Deshalb brauchte der König jetzt ein Vorbringen dieses Feindes bis an die Saale und Elbe, wie im Jahre 1757, nicht wieder zu befürchten.

Dagegen drängten die Russen jetzt näher heran. Der König hatte Ostpreußen ganz geräumt, um mit den dortigen Truppen Brandenburg und Pommern gegen die Schweden zu decken. Die Russen konnten also seitdem von der Weichsel aus schnell die Oder erreichen und den König, wenn er den Oesterreichern zu Leibe ging, im Rücken bedrohen.

Diese Zwischmühle wurde nun von den Gegnern in jedem Jahre von neuem aufgezogen. Der König begann den Feldzug von 1758 mit der Wiederoberung von Schweidnitz, verlegte dann den Kriegsschauplatz zum großen Schreden des Wiener Hofes nach Mähren, konnte aber die Festung Olmütz nicht zur Übergabe zwingen und mußte Mähren und Böhmen räumen, als die Russen an der Oder vor Küstrin erschienen. Er ließ einen Teil seiner Streitmacht in Schlesien gegen Feldmarschall Daun zurück und warf sich mit 35 000 Mann dem General Fermor entgegen. Bei Zorndorf, nicht weit von Küstrin, kam es am 25. August zur Schlacht.

Die Russen waren in der Überzahl und setzten dem preussischen Angriff den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Der König sprang im Kampfgewühl vom Pferde und ergriff eine der Fahnen vom Mästerierregiment Wilow. Als er den Angriff des Fußvolks scheitern sah, ließ er seine Abjutanten zu der Keiterei sprengen. Durch diese Waffe, die erlesensten Regimente, vorab die Gardes du Corps, Gensdarmen, Seydlitzkürassiere und Pietenhusaren, unter der glänzenden Führung des Generalleutnants v. Seydlitz ist der blutige Tag von Zorndorf für die Preußen entschieden worden. Ohne Seydlitz würde es schlecht ausgesehen haben, sagte der König am Abend. Von dem preussischen Heere war fast ein Drittel außer Kampf gesetzt, von dem russischen die Hälfte. Der König benachrichtigte den Minister Finckenstein noch am Abend dieses blutigen 25. August:

„Wir haben soeben die Russen geschlagen. Die Schlacht hat neun Stunden gedauert und ist sehr blutig gewesen. Wir haben ihre Kriegskasse und die Dunkelheit verhindert uns, sie zu verfolgen. Wir haben ihnen viel Kanonen abgenommen, aber da es mir unmöglich ist, über irgendeine Einzelheit Rechenschaft zu geben, so verschiebe ich es auf morgen. Wenn wir nicht für das Vaterland gekämpft hätten, so würde ich es nie erreicht haben, die Truppen diese Standhaftigkeit bewahren zu lassen, und auch so hat es viel Mühe gekostet.“

Nach Abfertigung der Russen konnte sich der König wieder den Österreichern zuwenden. Feldmarschall Daun war inzwischen nach Sachsen gegangen, wo nur ein kleines Heer unter des Königs Bruder, dem Prinzen Heinrich, stand. Der König legte in Eilmärschen 24 Meilen in sieben Tagen zurück und kündete dem Prinzen an, daß er die dicke Erzellenz von Kolin (so nannte er Daun) beim Tragen nehmen würde. Aber Daun bezog ein besetztes Lager in dem Bergland an der Elbe, wo man ihm nichts anhaben konnte. Der König sagte:

„Man sollte annehmen, daß der Kaufasus, der Pic von Teneriffa oder die Nordküsten die Heimat der österreichischen Generale wäre. Sobald sie einen Berg sehen, sind sie oben. Sie sind in ihre Felsen und Schluchten wie närrisch verliebt.“

Um Daun aus seinem Schlupfwinkel herauszuloden, marschierten die Preußen der böhmischen Grenze zu. Die Österreicher folgten. Der König traute ihnen so wenig Mut und Entschluß zu, daß er während des Marches bei Hochkirch eine Stellung bezog, in der die Truppen wenig Deckung fanden. Dauns Generale Laudon und Lacy waren unternehmender als der Feldmarschall; sie überredeten ihn, unter dem Schutze der Nacht einen Ueberfall des preussischen Lagers zu versuchen. Der Angriff glückt, die Preußen werden überrascht, das Dorf Hochkirch wird ihnen entzissen. Ein regelrechtes Feuergefecht kann sich im Morgenebel und in der Enge zuerst gar nicht entwickeln, im wilden Handgemenge

arbeiten Bajonett und Kolben. Die Blechkappen der Preußen und die Bärenmützen der Österreicher werden die Erkennungszeichen, nach denen die Ringenden in der Finsternis tasten und greifen. Endlich gelingt es den Angegriffenen, eine Schlachtlinie aufzustellen.

Der König hält hinter dem zweiten Bataillon Wedell. Die meisten der aus dem Walde wohlgezielten Schüsse treffen Kopf und Brust, dem Major Haugwitz wird neben dem König der Arm durchgeschossen. Major v. Schmelinski kommt herangeritten und macht eine Vorstellung: „Eure Majestät, ich bitte Ihnen um alles in der Welt, schonen Sie Ihre höchste Person und reiten wenigstens aus dem kleinen Gewehrfeuer, sehen Sie, wie die Leute neben Ihnen fallen.“ — „Ich will nur erst sehen, wie diese Bataillons vor uns vertrieben werden,“ erwidert der König, und jener fährt fort: „Ich bitte Eure Majestät um Gottes willen, schonen Sie Ihre hohe Person, Hochkirch ist verloren und der Feind kommt uns an Ende im Rücken — Euer Majestät Pferd ist blessiert.“ — „Ich?“ fragt der König. — „Das Pferd, es wird sich verbluten und umfallen.“ Nun reitet der König zum Sattelplatz, wechselt das Pferd und reitet dann vom Kampfplatz auf eine der benachbarten Höhen zurück.

Dort richtet er einige noch nicht an den Feind gekommene Bataillone zu einer neuen Schlachtordnung. Die Trümmer der geschlagenen Regimenter werden hinter die Front aufgenommen und nobilitätig geordnet. Vom zweiten Bataillon Wedell kommt Leutnant v. Varjevisch, bringt eine Handvoll Leute und drei Fahnen — die beiden anderen Kompaniefahnen waren verloren, als ein Kürassiergeschwader über die gelichtete und erschöpfte Schar hinwegbraute. „Wo sind die anderen?“ fragt der König. — „Hier bringe ich die Fahnen, so gerettet, die anderen sind gefangen, und diese fünfzehn Mann sind die letzten.“ — „Gebe Er die Fahnen an Unteroffiziers,“ sagt der König. — „Eure Majestät, ich habe nicht einen mehr.“ — „So gebe Er sie an Soldaten und stelle Er die Leute in Glieder“ — von dem ganzen Regiment finden sich allmählich etwa 150 Mann ein.

Der Rückzug selbst, seine musterhafte Anordnung und völlig unge störte Durchführung, die stolze Ruhe, mit der angesichts des siegreichen Heeres das neue Lager auf den Höhen von Doherschlitz bei Bautzen, nur drei Viertelmeilen vom Schlachtfelde, abgesteckt und bezogen wurde — alles das

war eine Leistung, die den Feinden volle Bewunderung abnötigte. Der König trug in Blick und Miene große Sicherheit, ja Heiterkeit zur Schau, um den ermüdeten, entmutigten, entblöhten, ihrer dürftigen Habseligkeiten beraubten Soldaten ihre Zuversicht wiederzugeben. „Kanonièrs, wo habt ihr eure Kanonen gelassen?“ fragt er beim Abzuge scherzend und erhält die Antwort: „Der Teufel hat sie bei der Nachtzeit geholt.“ — „So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen,“ erwidert er. Seinem Generaladjutanten Wobersnow, der bei dem gegen die Russen aufgestellten Heere geblieben war, ließ er bestellen:

„Ich hätte hier eine tüchtige Ohrfeige bekommen, da ich bei Nacht wäre attackiret worden; ich würde sie aber nach alter Gewohnheit in wenig Tagen auswaschen.“

Die Oesterreicher hatten nach der Schlacht von Hochkirch gehofft, die schlesischen Festungen und in Sachsen Dresden ungestört belagern zu können. Aber der König war überall schnell zur Hand, ohne daß Daun ihn verhindern konnte, und nötigte den Feind zur Aufhebung der Belagerungen. Die Oesterreicher und ihre Verbündeten hatten in diesem Jahre keinen Fußbreit Erde gewonnen. Aber sie waren entschlossen, den Kampf noch fortzusetzen. König Friedrich sah mit großer Sorge dem kommenden Jahr entgegen. Er schrieb an den Minister Zinckenstein (Breslau, 22. Dezember 1758):

„Es scheint unglücklicherweise, daß wir noch nicht am Ende unserer Arbeiten sind. Wir haben zu viel Feinde, um über sie eine Ueberlegenheit zu gewinnen, die sie zum Frieden bringt. Ganz Europa stürzt sich auf uns. Es scheint Mode zu sein, unser Feind zu sein, und ein Ehrentitel, zu unserem Verderben beizutragen. Was wird bei alledem herauskommen? Daß wir noch einige Stöße, die man gegen uns führt, parieren und daß wir am Ende unterliegen. Eine traurige Verkündigung, von der von Herzen hoffe, daß sie sich nicht erfüllen möge!“

In dem Kriegsjahre 1759 drang der König nicht wieder, wie bisher immer, in das Feindesland ein, sondern

beschloß, die Oesterreicher in Schlesien zu erwarten, um sie, sobald sie aus dem Gebirge herauskamen, so zu empfangen, wie er es bei Hohenfriedberg getan hatte. „Ich laure wie eine Rahe auf die Maus,“ sagte er zu dem General Seydlitz. Aber Daun wagte den Einmarsch nicht, sondern bezog an der Grenze ein verchanztes Lager. Nun kamen wieder die Russen durch Polen anmarschirt. Der General v. Wedell, den der König ihnen entgegenstelte, wurde bei Kay in der Nähe von Jülichau geschlagen (23. Juli). Deshalb ging der König mit einem Teil seines schlesischen Heeres selber an die Oder, vereinigte sich mit den geschlagenen Truppen und lieferte dem General Salisow bei Kunersdorf am 12. August eine neue Schlacht. Die Russen wurden in ihrem besetzten Lager von einer Stellung auf die andere zurückgeworfen. Der König glaubte den Sieg schon sicher in der Hand zu haben und den Feind völlig vernichten zu können. Da brach das zu dem russischen Heere gestohene österreichische Reiterkorps unter General Laudon aus einem Hinterhalt hervor und entriß dem Preußen ihren Sieg. Sie waren an diesem glühendheißen Augusttage nach einem langen Marsch jetzt seit fünfzehn Stunden auf den Beinen und deshalb völlig erschöpft. Der König verließ den Kampfplatz als einer der letzten. Zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe erschossen, eine Kartätschenkugel war an dem goldenen Stui in seiner Tasche abgeprallt. Ein Kosakensturm kam dicht hinter ihm hergesprengt, um ihn gefangenzunehmen. „Brittwitz, ich bin verloren,“ rief er dem Rittmeister von den Bietenbüchern zu, der mit einem Kommando von seinem Regiment die Stabswache bildete. „Nein, Euer Majestät, das soll nicht geschehen, solange noch ein Atemzug in uns ist,“ antwortete Brittwitz und ging mit seinen paar Leuten die Kosaken immer von neuem so kräftig an, daß sie von der Verfolgung abließen. Am Abend der Schlacht schien das preussische Heer völlig aufgelöst. Aber schon in den nächsten Tagen fanden sich von den Verprengten so viele wieder ein, daß der König von den 49 000 Mann, die das Heer vor der Schlacht gählte, wieder 28 000 beieinander hatte.

Vier Tage nach seiner Niederlage, am 16. August, schrieb der König dem Prinzen Heinrich aus Lebus:

„Im Augenblick, da ich Ihnen unser Unglück ankündigte, schien alles verzweifelt. Nicht als ob die

Gefahr nicht noch sehr groß wäre, aber rechnet darauf, so lange ich die Augen auf haben werde, daß ich für den Staat einstehe werde, wie es meine Pflicht ist. Ein Etui, das ich in der Tasche hatte, hat mein Bein vor einer Kartätschenkugel geschützt, die das Etui zerdrückt hat. Wir sind alle zerfetzt. Niemand, der nicht zwei oder drei Schüsse in den Kleidern oder im Hut hat. Wir würden gern unsere Garderobe opfern, wenn es nur das wäre. Stellen Sie sich vor, was alles mein Geist in dieser grausamen Krisis leidet, und Sie werden leicht ermessen, daß die Qual der Verdammten nicht an das heranreicht. Glücklich die Toten! Sie sind über den Gram und alle Unruhen hinweg."

Der König bezog ein Lager an der Spree bei Fürstentwalde, um die Hauptstadt zu decken. Nun geschah das Unerwartete, daß die Russen und die Oesterreicher das geschlagene preussische Heer ganz unbehelligt ließen. Der Schrecken vor Friedrichs Namen war so groß, daß Maria Theresia ihren Generalen sagen ließ, sie sollten zwar versuchen, das in Schlesien gebliebene zweite preussische Heer zu schlagen, aber eine Schlacht mit dem König selber sorgfältig vermeiden. Die Verbündeten hatten also von ihrem Siege bei Kunersdorf keinen Nutzen, und die Russen zogen sich nach langer Untätigkeit endlich von der Oder an die Weichsel zurück.

Dagegen hatten die Oesterreicher nach der gewonnenen Schlacht die Festung Dresden eingenommen. Der König hoffte sie aber noch vor Eintritt des Winters aus Sachsen verjagen und Dresden wiederannehmen zu können. Er ließ durch ein Korps von 15 000 Mann unter General Zink die Stellung des Feldmarschalls Daun umgehen. Aber dieser stets sehr vorsichtige General war geschickter als sein Gegner Zink, umstellte ihn mit Übermacht und zwang ihn bei Maxen (21. November) zur Waffenstreckung. Das war für die Preußen der schwärzeste Tag in diesem ganzen Kriege. Der König schrieb an den gefangenen General Zink:

"Es ist bis dato ein ganz unerhörtes Exempel, daß ein preussisches Korps das Gewehr vor seinem Feind niedergeleget, von dergleichen Vorfall vorhin gar keine Idee gehabt."

Die Feinde glaubten jetzt ihrer Sache ganz sicher zu sein und gedachten, dem Könige im Feldzug von 1760 den Gnadenstoß zu geben.

Die Oesterreicher und Russen hatten die Absicht, ihre gesamte Streitmacht in Schlesien zu vereinigen. Drei österreichische Heere unter Daun, Lach und Laudon hatten an der Katschab bei Liegnitz das preussische Heer umstellt und wollten am 15. August von drei Seiten her angreifen. Aber der König war auf seiner Hut. In aller Morgenröthe marschierte er dem General Laudon entgegen und schlug dessen Heer vollständig, ehe Daun und Lach zur Stelle waren. Als die beiden sahen, was mit Laudon geschehen war, wagten sie mit den Preußen nicht mehr anzubinden. Auch die Russen, die unterhalb von Breslau schon über die Oder gegangen waren, zogen wieder ab. Der König spendete nach dem Siege allen Waffen reiches Lob. Heute hätte er gesehen, daß er noch seine alte tapfere Infanterie in der Armee hätte — so rief er den Bataillonen zu. Ein alter Musketier, den der König anredete, antwortete ihm: „Wir kämpfen ja für die Religion, für Eure Majestät, für das Vaterland.“ Der König hatte sich wieder rücksichtslos dem feindlichen Feuer ausgesetzt, mehrere Pferde wurden ihm unter dem Leibe verwundet, sein Uniformrock durchlöchert.

Nach der Schlacht bei Liegnitz sagte einer der Offiziere des Feindes: „Man hat gut reden, daß der König von Preußen schon halb zugrunde gerichtet ist, daß seine Truppen nicht mehr so gut wie früher sind, daß er keine Generale hat: alles das mag wahr sein, aber sein Geist, der alles belebt, bleibt immer derselbe.“

Die Lage blieb trotz des Sieges sehr ernst für die Preußen, da doch nur ein Teil der feindlichen Streitmacht geschlagen war. Der König sah deshalb sehr trüb in die Zukunft, wie uns sein Brief an einen seiner Vertrauten, den Marquis d'Argens, vom 18. September 1760, zeigt:

"Es ist gewiß, daß wir einer sehr großen Gefahr entronnen sind, und ich habe bei Liegnitz alles Glück gehabt, das sich mit meiner Lage vertrug. Das würde in einem gewöhnlichen Kriege viel sein. Aber im jetzigen Kriege ist diese Schlacht nur ein Scharmügel, und im allgemeinen haben meine Angelegenheiten keinen Fortschritt gemacht. Ich will Ihnen keine



Jeremiaden anstimmen, noch Sie mit sämtlichen Gegenständen meiner Befürchtungen und Unruhen aufregen. Aber ich versichere Sie, daß sie groß sind. Die Krisis, in der ich mich befinde, ändert nur ihre Form, aber nichts entscheidet sich, nichts führt uns der Lösung zu. Ich schmore am langlamm Feuer. Ich bin wie ein Körper, den man verflümmelt und der täglich emige seiner Glieder verliert. Der Himmel stehe uns bei, wir haben es sehr nötig.

Sie sprechen mir immer von meiner Person. Sie sollten wohl wissen: es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht tue und für mein Vaterland kämpfe, um es zu retten, wenn es noch möglich ist.

Ich habe kleine Erfolge gehabt, und habe große Lust, zu meinem Wahlspruch zu nehmen: Groß in kleinen Dingen und klein in großen. Sie können sich die entsetzlichen Mühsalen, die wir haben, nicht vorstellen. Der Feldzug übertrifft noch die vorangegangenen; ich weiß bisweilen nicht, welchem Nothhelfer ich mich übergeben möchte. Aber ich langweile Sie nur durch die Erzählung meiner Unruhe und meiner Klümmernisse. Meine Fröhlichkeit und meine gute Laune sind begraben mit den teuren und achlungswerten Personen, an denen mein Herz hing. Das Ende meines Lebens ist schmerzlich und traurig. Vergessen Sie nicht, mein lieber Marquis, Ihren alten Freund."

Im Oktober 1760 gelang es den Österreichern und Russen, durch einen Streifzug Berlin zu überrumpeln. Sie räumten aber die Stadt nach wenigen Tagen, als der König mit seinem Heere aus Schlesien heranzog. Dann marschierte hinter ihm her und bezog ein festes Lager an der Elbe bei Torgau. Er glaubte hier unangreifbar zu sein. Aber der König wollte eine große Entscheidung haben und ließ am 3. November von zwei Seiten her die österreichische Stellung stürmen. Den Angriff in ihrem Rücken begann General Zieten mit großer Verpöbung. Deshalb hatten die vom Könige gegen die feindliche Front geführten Truppen einen sehr harten

Stand und wurden zunächst unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Erst gegen 9 Uhr abends war die Schlacht gewonnen, als die von Nord und Süd vordringenden Preußen sich auf den dem Feinde entziffenen Höhen von Süpitz vereinigten. In der Dunkelheit geschah es, daß Preußen auf Preußen feuerten, bis sie sich an den Marschwirbeln ihrer Trommler erkannten. Der König nahm sein Nachtquartier in der Dorfkirche von Elsnig, weil er das Pfarrhaus ganz mit Verwundeten belegt vorfand; er ließ ein Strohlager herrichten und ein wärmendes Feuer anzünden, und schrieb, auf der untersten Altarstufe sitzend, beim Schein der Ritzenkerzen seine Siegesbotschaft an Finkenstein:

"Wir haben Daun und die Österreicher geschlagen, die Nacht ist eingefallen, sonst würde ich mehr Umstände melden können. Wir haben viel Gefangene gemacht, ich weiß die Zahl nicht, aber begnügen Sie sich mit der Nachricht, so wie ich sie Ihnen gebe, morgen werden Sie die Einzelheiten erfahren. Ich habe eine schmerzliche Quetschung an der Brust, aber ohne Gefahr."

Unter dem Schutze der Dunkelheit war das bei Torgau geschlagene Heer über die Elbe zurückgegangen. Marschall Daun konnte die Festung Dresden behaupten. Das machte den Verbündeten Mut zur weiteren Fortsetzung des Krieges. Der König sah seine Hilfsmittel je länger je mehr zusammenmelzen. Auch sein Körper verlor an Widerstandsfähigkeit. Unter den schweren Anstrengungen und immer neuen Sorgen dieser letzten suchtbaren Jahre war er frühzeitig gealtert. Der alten vierundsiebzigjährigen Gräfin Camas, seiner mütterlichen Freundin, die er „seine liebe Mama“ zu nennen pflegte, klagte er in einem Briefe vom 18. November 1760:

"Ich schwöre Ihnen, es ist ein Hundeleben, wie es, den Don Quichotte ausgenommen, niemand außer mir geführt hat. Mich so alt gemacht, dieser unaufhörliche Wirrwarr hat mich so alt gemacht, daß Sie Mühe haben würden mich wiederzuerkennen. An der rechten Seite ist mein Haar ganz grau, meine Zähne brechen ab und fallen aus, mein Gesicht hat Runzeln wie die Falten

eines Weiberrocks, mein Rücken ist gekrümmt wie ein Bogen und mein Sinn traurig und niedergeschlagen wie ein Trappistenmönch. Ich bereite Sie auf alles das vor, damit Sie, falls wir uns in Fleisch und Wein wiedersehen sollten, über meinen Anblick nicht zu entsetzt sind. Nur das Herz hat sich nicht verändert und wird, so lange ich atme, die Gefühle der Verehrung und einer innigen Freundschaft für Sie, meine gute Mama, bewahren.“

Im sechsten Kriegsjahre 1761 gelang es den Heeren der Oesterreicher und Russen zum ersten Male, sich miteinander zu vereinigen. Der König konnte ihrer Uebermacht von ungefähr 110 000 Mann nur die Hälfte entgegenstellen. Er bezog deshalb das besetzte Lager von Bunzeliwitz in der Nähe der Festung Schweidnitz und erwartete dort den Angriff seiner Gegner. Abend für Abend ritt er auf einer seiner großen Schanzen und verbrachte dort die Nacht unter freiem Himmel auf einer Streu. Die Truppen traten, sobald es dunkel wurde, unter das Gewehr in Schlachordnung; bei Tage ruhten sie in ihren Zelten. Das dauerte drei Wochen. Aber die Oesterreicher und Russen wagten nicht den Sturm auf das Lager, und endlich zogen die Russen am 10. September unverrichteter Sache nach Polen ab. Der König glaubte die Gefahr schon glücklich überwunden. Da trafen ihn zu Ende des Feldzugs zwei schwere Verluste. Die Festung Schweidnitz wurde von den Oesterreichern durch einen Handstreich erobert, die Festung Stolberg mußte sich nach tapferem Widerstand den Russen ergeben.

Nach diesen Erfolgen konnten die Russen in Pommern und die Oesterreicher in Schlesien ihre Winterquartiere beziehen. Der König sah sich also immer mehr eingeengt. Aber sein Volk stand auch in dieser äußersten Not treu zu ihm. Auf die angeworbenen Ausländer im preussischen Heere war nicht mit Sicherheit zu bauen. Desto zuverlässiger und tapferer zeigten sich während des ganzen Krieges die wehrpflichtigen Landeskinder. Ein Nachschub von Rekruten aus der Grafschaft Muppin für das Infanterieregiment Prinz Ferdinand wurde auf dem Marsche von den Oesterreichern überfallen. Die junge Mannschaft hatte noch nie einen Feind gesehen, leistete aber den heldenmüthigsten Widerstand. Von 900

wurden 65 gefangen, einige wenige retteten sich durch die Flucht, alle übrigen lagen tot auf dem Kampfplatz. Einer der Offiziere des großen Königs hat diesen Tapferen den Nachruf gewidmet:

„Nie fochten Spartaner oder römische Veteranen mit mehr Unerblichkeit für ihr Vaterland, als diese blühenden Jünglinge von siebzehn bis zwanzig Jahren.“

Von den Pommern hat der König nach dem Kriege gesagt:

„Ich liebe die Pommern wie meine Brüder, denn sie sind brave Leute, die mir jederzeit in Verteidigung des Vaterlandes mit Gut und Blut beigestanden haben.“

Die preussischen Provinzen in Westfalen, die Grafschaften Mark und Ravensberg waren von den Franzosen besetzt, aber die Bauern schickten freiwillig ihre Söhne zum Heere des Königs. Das hat er ihnen nie vergessen; er sagte:

„Schöneres haben auch die alten Römer nicht getan.“

Noch nach vielen Jahren hat er in Erinnerung daran den Bauern im Ravensbergschen einen Teil ihrer Steuern erlassen „wegen der ihm bewiesenen deutschen Treue“.

Aber bei den fürchterlichen Verlusten jedes neuen Feldzugs wurde es dem König von Jahr zu Jahr schwerer, die Lücken des Heeres auszufüllen. In das Offiziercorps mußten die Böglinge der Kadettenanstalten schon im Alter von dreizehn und vierzehn Jahren eingereiht werden. Einen dieser seiner jüngsten Junker fragte der König im Scherz:

„Er ist noch sehr jung, sind Seine Ohren schon trocken?“

Der so Gefragte antwortete schlägertig, wie der König selber uns erzählt: „Ich bin jung, Eure Majestät, aber mein Mut ist alt.“

Für den Feldzug von 1762 konnte der König trotz aller Anstrengungen nur noch 120 000 Mann aufstellen.

Der lange Krieg hatte aber auch die Gegenpartei stark erschöpft. Den Oesterreichern ging das Geld aus. Um zu sparen, wurden im Winter von 1761 auf 1762 bei jedem Regiment zwei Kompanien aufgelöst; die Heeresverwaltung

bemühte sich vergeblich, die Kaiserin Maria Theresia von dieser Maßregel zurückzuführen.

Ein schwerer Schlag für den König war, daß er seinen einzigen Bundesgenossen verlor. König Georg II. von England, der das Bündnis mit Preußen abgeschlossen hatte, starb (25. Oktober 1760), der Minister William Pitt, ein treuer Anhänger Friedrichs des Großen, legte schon im ersten Regierungsjahre des neuen Herrschers Georgs III. sein Amt nieder, und nun wurde das Bündnis nicht erneuert.

Die Gegner Preußens gewannen infolgedessen ein noch stärkeres Übergewicht. Da aber trennte sich auch von Österreich ein Verbündeter. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland starb am 5. Januar 1762. Ihr Neffe und Nachfolger Peter III. schloß mit Preußen zunächst den Frieden, der auch auf Schweden ausgedehnt wurde (Mai), und dann ein Bündnis, das sofort wieder gelöst wurde, als im Juli 1762 Peters III. Gemahlin Katharina II. sich der Krone bemächtigte. Aber auch ohne die Unterstützung der Russen war der König den Österreichern jetzt überlegen. Er schlug sie in Schlesien in den beiden Treffen bei Burkersdorf (21. Juli) und Reichenbach (16. August), wo Daun ein preussisches Korps schon umfiel hatte, als im entscheidenden Augenblick der König an der Spitze des braunen Husarenregiments auf seinem Roschimmel Cosar in scharfem Galopp angesprengt kam und weitere Truppen in ausreichender Zahl mitbrachte. Am 9. Oktober übergaben ihm die Österreicher nach hartnäckigem Widerstand die Festung Schweidnitz. Auch in Sachsen verlief dieser letzte Feldzug für sie unglücklich: sie verloren gegen den Prinzen Heinrich die Schlacht bei Freiberg (29. Oktober).

Jetzt endlich gab Maria Theresia die Hoffnung auf, Schlesien wiederzuerobern. Unter sächsischer Vermittlung knüpfte sie Friedensverhandlungen an. Ihr Sohn und Thronerbe, der Erzherzog Joseph, hatte schon vor zwei Jahren vorausgesetzt, daß es so kommen werde. Er bekannte damals: „Früher war man von der Überlegenheit der jetzt miteinander verbündeten Mächte, Frankreichs, Rußlands, Schwedens, des Deutschen Reichs, Österreichs, so überzeugt, daß sie nur zu drohen brauchten, ohne erst das Schwert zu ziehen. Heute hat der König von Preußen ganz Europa gezeigt, daß er nicht nur imstande ist, ihrer vereinten Macht zu trotzen, sondern sie sogar zu zwingen, einen nachtheiligen Frieden zu suchen.“

Der König sah seinen Heldenmut und seine unerschütterliche Standhaftigkeit belohnt. Während der Friedensverhandlungen sagte er mit hohem Selbstgefühl (19. Januar 1763):

„Allem Anschein nach wird unser Friede alsbald geschlossen werden, und trotz furchtbarer Feinde und treuloßer Freunde werden wir unverkürzt herauskommen.“

Am 15. Februar 1763 wurde auf dem sächsischen Schlosse Hubertusburg der Friede unterzeichnet. Der König blieb im Besitz aller seiner Lande. Am 30. März kehrte er in seine Hauptstadt Berlin zurück, die ihn seit sechs Jahren nicht gesehen hatte.

## Neue Friedenswerke

Die Aufgabe, die den König bei der Heimkehr aus dem Kriege erwartete, war unermeslich schwer. Er erzählt uns darüber in seiner eigenhändigen „Geschichte meiner Zeit“:

„Um sich eine Vorstellung von der allgemeinen Zerrüttung zu machen, in die das Land gestürzt war, und um sich die Trostlosigkeit und Entmutigung der Untertanen zu vergegenwärtigen, muß man sich vor das Auge stellen völlig ausgeplünderte Gegenden, wo man kaum die Spuren der ehemaligen Wohnstätten entdeckte; Städte, die, das Oberste zu unterst, in Trümmern lagen, andere, die zur Hälfte durch Feuer verheert waren; dreizehntausend bis auf die letzte Spur vertilgte Häuser, Acker ohne Bestellung, kein Brotkorn für die Ernährung der Einwohner, 60 000 Pferde, die den Pflügen zur Feldarbeit fehlten, und eine Verminderung um 500 000 Seelen im Vergleich zum Jahre 1756, was auf eine Bevölkerung von 4 500 000 Seelen etwas Beträchtliches ist. Adel und Bauernstand waren von so viel verschiedenen Heeren ausgeplündert, gebrandschatzt und ausgeraubt, daß ihnen nur das nackte Leben blieb und elende Lumpen, um ihre Blöße zu bedecken. Kein

Kredit, um auch nur den alltäglichen Bedürfnissen, welche die Natur erheischt, zu genügen. Keine Polizei mehr in den Städten; den Geist der Rechtlichkeit und Ordnung hatten schnöde Gier und zuchtlose Auflösung abgelöst. Die Gerichte und Verwaltungsbehörden waren durch die häufigen Einfälle so vieler Feinde außer Tätigkeit gesetzt. Das Schweigen der Gesetze ließ das Volk an Zuchtlosigkeit Geschmack gewinnen, und so entstand eine zügellose Gier nach Gewinn. Der Edelmann, der Kaufmann, der Pächter, der Arbeiter, der Fabrikant, alle erhöhten um die Wette den Preis ihrer Lebensmittel und Waren und schienen nur auf ihr gegenseitiges Verderben hinzuarbeiten. Das war das trauervolle Schauspiel, das so viel vordem blühende Provinzen darboten, als der Krieg beendet war, und so ergreifend die Schilderung davon sein mag, sie wird niemals dem erschütternden und schmerzlichen Eindruck gleichkommen, den das Auge aufnahm. In einer so beklagenswerten Lage mußte man dem Unglück den Mut entgegenstellen, am Staate nicht verzweifeln, sondern den Voratz fassen: nicht bloß wiederherstellen, sondern verbessern. Es war eine Neuschöpfung, die man in Angriff nehmen mußte. Man machte in den Staatskassen Mittel ausfindig zum Wiederaufbau der Städte und Dörfer. Man entnahm aus den Vorratsspeichern das Korn, das man zur Ernährung des Volkes und zur Bestellung der Felder brauchte; man nahm die Pferde der Artillerie, des Trains und des Verpflegungswezens, um sie für den Ackerbau zu verwenden. Schlesien wurde für sechs Monate, Pommern und die Neumark für zwei Jahre von der Steuer befreit. Eine Summe von 20 389 000 Talern wurde gespendet, um die Provinzen zu unterstützen und die Kriegsschulden abzutragen, die sie, um die von den Feinden ihnen abgeforderten Ausgaben zu decken, aufgenommen hatten. So groß diese Ausgabe war, sie war notwendig und unerläßlich. Die Lage der Provinzen nach dem Hubertsburger Frieden erinnerte an die Lage Brandenburgs

nach dem berüchtigten Dreißigjährigen Kriege. Damals entbehrte der Staat der Hilfe bei dem Mangel an Mitteln, der den Großen Kurfürsten außerhand setzte, seinem Volke zu helfen. Und was war die Folge? Daß ein ganzes Jahrhundert verstrich, ehe seine Nachfolger dahin gelangten, die Verwüstungen in Stadt und Land wieder gutzumachen. Dieses schlagende Beispiel bestimmte den König, in so widerwärtigen Verhältnissen nicht einen Augenblick zu verlieren und schleunige und ausreichende Hilfe zu leisten, um den öffentlichen Nothstand abzustellen. Vielfältige Spenden gaben den armen Einwohnern, die schon an ihrem Los verzweifeln wollten, neuen Mut. Mit den Mitteln, die man ihnen gewährte, lebte die Hoffnung wieder auf. Die Staatsbürger erwachten zu einem neuen Leben. Die Aufmunterung zur Arbeit rief neue Betriebsamkeit hervor, die Vaterlandsliebe gewann neue Stärke, und alsbald wurden alle Felder wieder in Aunab genommen, die gewerblichen Anstalten nahmen ihr Werk wieder auf, und die wiederhergestellte Polizei befestigte allmählich die Auswüchse, die sich während der Zeit der Auflösung angewurzelt hatten.“

Gleich am zweiten Tage nach seiner Heimkehr aus dem Felde, am 1. April 1763, empfing der König auf dem Schloß zu Berlin die sämtlichen Landräte der Kurmark. Der Landrat des Kreises Niederbarnim, von Nüßler, führte für sie das Wort. Er sprach sehr lebhaft und sagte unter anderem: „Eure Majestät haben uns den Frieden wiedergegeben, Sie werden uns auch die Wohlfahrt des Landes wiedergeben. Wir stellen es in Höchsteroseben Gnade, was Sie uns zur Entschädigung für die Plünderung der Russen angedeihen lassen wollen.“ Der König fiel ihm ins Wort:

„Sei Er stille und lasse Er mich reden. Hat Er Erayon (Weißt)? Ja, nun so schreibe Er auf: die Herren sollen aufsetzen, wie viel Roggen zu Brot? wie viel Sommerfaat? wie viel Pferde, Ochsen und Kühe ihre Kreise höchst nötig gebrauchen. Überlegen Sie

das recht und kommen Sie übermorgen wieder zu mir, alsdann will ich mich darauf erklären. Sie müssen aber alles so genau als möglich einrichten, weil ich nicht viel geben kann.“

Als der König zwei Tage später zur festgesetzten Zeit die Landräthe zum zweiten Male empfing, wies er ihnen für die dringendste Noth bereits die ersten Gelder an. Die Verhandlungen wurden nun tagelang fortgesetzt, denn ganze Berge von Unterstützungsgeforderten häuften sich an. Dann reiste der König in die einzelnen Provinzen und traf überall an Ort und Stelle seine Anordnungen zur Abhilfe der Noth.

Nach einem Jahre war schon viel erreicht. Einem seiner Beamten, dem Geheimen Finanzrat von Brenkenhoff, der in den durch die Russen so schwer heimgefügten Provinzen Pommern und Neumark die Wiederherstellungsarbeiten leitete, schrieb der König am 27. März 1764:

„Eure Bemühungen für die Wiederherstellung meiner durch den Krieg verwüsteten Länder, sowie für die Aufhelfung meiner getreuen Untertanen, sind mir sehr angenehm gewesen, und die Rechtschafft, welche Ihr mir davon abgelegt, beweist vollkommen, daß Ihr keinen Fleiß gespartet, um in dieser Absicht so viel als möglich nützlich zu sein. Ich hoffe, daß mein guter Wille und Eure Sorgfalt es schon dahin bringen werden, daß ich meinen Zweck erreiche und das gutmachen kann, was meine Feinde Schaden getan haben. Ich empfehle Euch aber vor allem, beständig die am meisten Bedürftigen vorzuziehen, und die, so es weniger sind, so lange zu vertrösten, bis ich auch ihnen helfen kann, wie solches mein landesväterlicher aufrichtiger Wunsch ist. Meine Klaffen ertragen auf einmal keine großen Ausleerungen. Man muß immer wissen, woher zu nehmen. Verbessern sich meine Einkünfte, so hat das allgemeine Beste den zuverlässigsten Anspruch an das, was ich erübrigen kann, und an meiner Aufmerksamkeit, dem Lande zu helfen, soll es nie ermangeln.“

Nach sieben Friedensjahren waren die Spuren des siebenjährigen Krieges fast überall getilgt. Aber der König fuhr

fort, alljährlich einen Teil der Staatseinnahmen zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden. In allen Provinzen wurden Entwässerungsarbeiten vorgenommen, um neue Äcker und Wiesen zu gewinnen. Allein am Madüsee in Pommern wurden über 14 000 Morgen urbar gemacht, im Drömling, dem Waldmoor in der Altmark, 90 000 Morgen. Die Sandstrecken wurden durch Anbau von Alee, Lupinen und anderen Futterpflanzen in künstliche Wiesen verwandelt, in dem einen Jahre 1776 an 76 000 Morgen. Um den kleinen Grundbesitz zu vermehren, wurden auf den königlichen Domänenantern mehr als 300 Vorwerke mit Bauern besetzt, die ihr Gut in Erbpacht nahmen. Den verschuldeten Grundbesitzern wurde durch die Einrichtung landwirtschaftlicher Kreditverbände geholfen, die Geld auf Pfandbriefe ausliehen.

Um den Unternehmungsgeist der Kaufleute, der Großhändler und der Fabrikanten zu heben und um den Geldverkehr zu erleichtern, wurden in Berlin die Preussische Bank (heute Reichsbank) und die gleichfalls noch heute bestehende Seehandlung begründet. Mit der Anlage von Fabriken wurde fortgefahren. In Schlesien begann seit dem großen Kriege die Eisenindustrie aufzublühen. Zu Ende der Regierung Friedrichs des Großen waren dort bereits 47 Hochofen und 185 Eisenhämmer in Betrieb. Sowohl in Schlesien wie in Westfalen gewann jetzt erst der Steinkohlenbau größere Ausdehnung. Der König hatte für das Bergwerks- und Hüttenwesen einen ausgezeichneten Sachverständigen an dem Minister von Heintz.

Wie schon vor dem Kriege, gab Friedrich der Große, wo es notwendig war, Geldzuschüsse für die erste Einrichtung gewerblicher Unternehmungen. Zu einem seiner Minister sagte er:

„Man weiß doch ein für allemal, daß, wenn in meinen Staaten etwas die Kräfte meiner Untertanen übersteigt, es mir obliegt, die Kosten zu übernehmen, und sie weiter nichts zu tun haben, als die Früchte einzusammeln.“

Alljährlich versammelte der König um die Pfingstzeit in Potsdam seine Minister, um den Staatshaushaltsentwurf für das nächste Rechnungsjahr mit ihnen aufzustellen. Im Jahre 1770 fiel diese Sitzung auf den 1. Juni. Wie der

König dabei als Landesvater waltete, hat uns einer der Teilnehmer, der Minister von Deschau, in einem ausführlichen Berichte geschildert:

„Als wir zu Potsdam anlangten, erfuhren wir, daß der König den folgenden Tag sich nach dem Neuen Palais (das erst nach dem Siebenjährigen Kriege gebaut worden war) begeben würde. Dies geschah auch, und wir verfügten uns dahin. Seine Majestät empfing uns mit einer sehr gnädigen Miene und sagte:

„Meine Herren, ich habe Sie kommen lassen, um mit Ihnen gemeinschaftlich unsere Haushaltung zu untersuchen.“

Nachdem wir ihn versichert hatten, daß wir uns dazu in gehörige Bereitschaft gesetzt, fuhr er fort und erzählte uns, daß er das Oderbruch, welches in diesem Jahre stark durch Ueberschwemmungen gelitten, selbst gesehen, aber den angeblichen Schaden lange nicht wirklich so groß gefunden hätte, als man ihm solchen geschildert habe. Man müsse sich nicht gleich durch anfänglich fürchterlich erscheinende Verwüstungen der Natur schrecken lassen. Sie pflege bald darauf und so schnell wieder gutzumachen, was sie verdorben hätte. Bei Freienwalde wären nur ein paar kleine Durchbrüche, fünf- und zwanzig Häuser etwas beschädigt, und das Ganze würde wohl nicht mehr als etliche verlorene Fuder Heu betragen, und allenfalls die Saat verdorben sein. Der König sagte sodann:

„Daß Sie also für Vergütungen so große Summen in Anschlag gebracht haben, finde ich nicht nötig. Vorläufig habe ich 60 000 Taler angewiesen. Der Etatsminister von Hagen kann, wenn das Wasser sich verlaufen hat, selbst hingehen und alles näher untersuchen. Ich kann Ihnen aber meine große Unzufriedenheit nicht bergen, welche ich empfunden habe, da ich die Kirche im Oderbruch nicht fertig fand. Ich will, daß Sie dem Oberschenkelnant Petri wieder eine neue und scharfe Order geben, daß er mache, daß die Kirche fertig wird, oder er mag sich hüten.“

Hierauf nahmen Seine Majestät das Verzeichniß der anzuweisenden Gelder. Dann öffnete Sie Dero Mappe und

lasen uns die ansehnlichen Summen vor, welche Sie für dieses Jahr bestimmt hätten, um Dero Staaten, soviel es möglich wäre, zu unterstützen, unter anderen für den Adel in Pommern, für die Provinz Hohenstein, und für die Wiederinsandsetzung der kurländischen Städte. Bei der ersten Post sagte der König:

„Meine Herren, ich empfehle Ihnen besonders die Erhaltung und Unterstützung meines Adels; ich halte viel auf ihn, denn ich brauche ihn für meine Armee und meine Staatsverwaltung.“

Hierauf nahm der König die vorliegenden Papiere zusammen und begab sich in ein anderes Zimmer, befahl uns aber zu warten. Nach einer kurzen Abwesenheit kam er wieder und führte uns durch die prächtigen Zimmer des Neuen Palais nach dem Tafelzimmer. Vor der Tafel sprach der König mit uns über verschiedene Materien, und sagte unter anderem:

„Daß er es gern sähe, wenn seine Untertanen mit nützlichen Absichten Reisen in fremde Staaten unternehmen und anwendbare Kenntnisse in ihr Vaterland zurückbrächten. Während seiner letzten Anwesenheit in Pommern habe er den Amtmann Sydow zu Kolbzig gesehen, welcher nebst seinem Sohne in England gewesen wäre und daselbst die englische Wirtschaft erlernt hätte. Sie verstünden es, den Bau des Turnips und der Luzerne zu befördern, und es wären damit in Pommern bereits sehr gute Proben gemacht worden. Er wünsche, daß dies auch in der Kur- und Neumarkt geschehen möchte. Der Landmann habe in der Mark noch zu vielen Eigensinn und Widerwillen gegen neue Einrichtungen, wenn sie auch noch so nützlich und gut wären. Die Beamten müßten daher mit brauchbaren Dingen immer erst den Anfang machen; wenn die Untertanen dann sähen, daß es gut ginge, würden sie wohl folgen. Sie glauben nicht, meine Herren, was mir alles daran gelegen ist, die Leute klug und glücklich zu machen; aber Sie werden es so gut als ich erfahren haben, wie viel Widerspruch man findet, wenn man auch die beste Absicht hat.“

Auch erkundigten sich Seine Majestät nach den Urbarmachungen am Rhin und bei Sieversdorf und nach der Ansetzung der Kolonisten daselbst. Wir antworteten, daß, weil die dasigen Gegenden überflüthet wären, so könnte man die Ansetzung von wenigstens hundert Familien vorderhand nicht ausführen. Der König war damit zufrieden und sagte bloß: Das Wasser! Das Wasser!

Alsdann eröffneten uns Seine Majestät Dero Willensmeinung wegen der Gärtner, welche hin und wieder angesetzt werden sollten, und wollten, daß solches vorzüglich in und bei Berlin, zum Beispiel hinter dem Garten der Akademie und an dem Wege nach Tempelhof und Lichtenberg, wo noch viel unbebautes Sandland wäre, geschehen sollte.

Diese Leute sollen aber nicht kleine Gärten haben, sondern man soll ihnen so viel Land anweisen, daß jeder einen großen Garten, besonders zur Pflanzung und Zucht von Obstbäumen, bekommt, damit sie Obst zum Trocknen erhalten und Gartenfrüchte ziehen können. Die Bäume sollen ihnen gegeben werden und sie müssen schon tragbar sein. Das Gartenland würden sie wohl mit Strafenlot aus Berlin und besonders mit dem Schlamm und der Erde aus dem zu räumenden faulen Gräben (zwischen Schöneberg und Charlottenburg) düngen und brauchbar machen können.

Wir zeigten dem König an, daß schon ein Plan angefertigt worden sei, hundert dergleichen Gärtnerfamilien an dem Wege neben dem Invalidenhause nach dem Wedding anzusetzen. Seine Majestät antworteten:

Das ist mir einerlei, wenn nur die ledigen und sandigen Plätze um Berlin herum bebaut werden und die Leute Land genug bekommen. Es sind da noch so manche Stellen, die ich unmöglich so lassen kann; sie haben mich oft traurig gemacht, wenn ich sie passieren mußte. Daß man das trodrene Obst noch immer aus Sachsen kauft und, wie man mir sagt, zum Bedürfnis kaufen muß, ist mir gar nicht lieb. Man muß, meine Herren, besorgt sein, den Obstbau allgemeiner zu

machen; denn das Geld muß man, so viel als immer möglich, im Lande zu behalten suchen.

Weiter erkundigte sich der König nach der Siedelung bei Mühlensied, den Reuekosten in diesem Jahre, und befohl Leute auszumitteln, die Mergel aufsuchten, den man, wie Sie glaubten, bei Mühlensdorf finden müßte. Auch erwähten Seine Majestät verschiedenes vom schleßischen Bergbau, von der Beförderung des Steinkohlentransports und dem Gebrauch dieser Kohlen bei Bleichereien, Ziegeleien und Kalkbrennereien. Auch sollte man die Kobaltwerke vorzüglich zu betreiben suchen, und im Winter sowohl von dem, was geschehen, als was noch geschehen sollte, Bericht erstatten. Der König schloß mit den Worten:

Sie sehen, meine Herren, ich habe mich ein wenig vorbereitet, um Ihnen das Nützliche und Nötige für meine Hauptprovinzen anzuzeigen. Ich hoffe von Ihrer Sorgfalt baldige Erfüllung meiner Erwartungen, und daß Sie mir im künftigen Jahre manche angenehme Anzeige machen werden. An meiner Unterstützung soll es nie fehlen. Aber Sie müssen mir auch nicht die Quellen verstopfen lassen, woraus es geschehen kann."

Noch einmal mußte der König mit Staatshilfe für seine Landeskinde eintreten in den drei aufeinanderfolgenden Feuerungsjahren 1770, 1771 und 1772. Ganz Deutschland hatte in diesen Jahren Missernten. In den Nachbarländern des preußischen Staates, namentlich in Sachsen und Böhmen, fehlte es bald an Lebensmitteln. Zahlreiche Menschen starben den Hungertod. Damals bewährte sich die weise Vorsicht des Königs. Er hatte in den vorangegangenen guten Erntejahren massenhaft Korn für die großen Staatsmagazine aufgekauft, und damit hatte er zweierlei erreicht. Erstens war in dieser Zeit des Ueberflusses der Kornpreis nicht zu tief gesunken, was für die Landwirte ein Schaden gewesen wäre. Und zweitens hatte er reichliche Vorräte aufgehäuft, sowohl für den Fall eines Krieges wie für den Fall von Missernten. Als nun die Ernte dreimal hintereinander verdarb, öffnete der König seine Magazine und brachte das aufgespeicherte Korn zu billigen Preisen auf den Markt. So litt niemand

in seinem Lande not, und der Staat konnte überdies noch Tausende von neuen Ansiedlern aufnehmen, die wegen Hungersnot aus den Nachbarländern auswanderten.

Zur Erhöhung der Staatseinnahmen wurden das Zollwesen und die Verwaltung der indirekten Steuern neu geordnet. Einen Teil der Beamtenstellen in der Finanzverwaltung besetzte der König mit Franzosen, weil er den französischen Verwaltungsbetrieb in mancher Beziehung für zweckmäßiger hielt als die bisherigen preussischen Einrichtungen. Nach französischem Vorbilde erhielt der Staat für den Verkauf des Tabaks ein Alleinrecht. Einige Zeit nach der Einführung dieses Tabakmonopols wurde auch der Verkauf des Kaffees verstaatlicht. Der König hielt den Kaffee für einen neu-modischen Luxusgegenstand und wünschte seine Verbreitung durch erhöhten Preis möglichst einzuschränken. Man hatte sich der Kaffee als Genussmittel bereits in allen Volksschichten eingebürgert, und es wurden deshalb dem Könige Vorstellungen gemacht, daß er den Verkauf wieder allgemein freigebe, wodurch der Preis wieder gesunken sein würde. Aber der König verfügte:

„Seine Majestät sind Höchstsich selbst in Ihrer Jugend mit Bier Suppe erzogen, mithin können die Leute ebenfogat mit Bier Suppen erzogen werden. Das ist viel gesünder als der Kaffee.“

Durch die Verteuerung des Kaffees wurde im Lande viel Mißstimmung verursacht. Auch an Spott fehlte es nicht, aber der König fühlte sich über Schmähsungen gegen seine Person erhaben, denn er wußte, daß sein Volk und vor allem die kleinen Leute ihn liebten und verehrten, auch wenn manche seiner Regierungsmaßregeln ungern gesehen wurden.

Als der König eines Tages in Berlin, nur von einem Lakaien begleitet, die Jägerstraße entlang geritten kam, stieß er am Werderschen Markt auf einen großen Auslauf. Alle Augen waren auf einen Maueranschlag gerichtet. Er ließ seinen Begleiter näher herantreten, um zu erfahren, was es da gebe. Der Lakai kam zurück mit der Meldung: „Sie haben etwas auf Eure Majestät angeschlagen.“ Der König ritt nun selber heran und sah ein Bild, das ihn auf einem Fußschemel sitzend darstellte, wie er, eine Kaffeemühle zwischen den Weinen, mit der einen Hand emsig mahlte, mit der anderen die herausfallenden Bohnen aufwarf. Sobald der König das gesehen hatte, winkte er mit der Hand und rief laut:

„hängt es doch niedriger, daß die Leute sich den Hals nicht austrecken müssen.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, als ein allgemeiner Jubel ausbrach. Man riß das Bild herunter und zerstückte es in tausend Fetzen, und ein allgemeines Lebehoch begleitete den König, als er langsam fortritt.

Zu einem seiner Freunde hat der König über die schwere Aufgabe des Fürstenamtes einmal gesagt:

„Gewiß, das Loß, das mich traf, König zu sein, ist nicht das beste und angenehmste. Die meisten Menschen lassen sich durch den äußeren Glanz dieser Würde blenden, aber, sehen Sie, was habe ich von meinem ganzen Leben? Muß ich nicht mehr arbeiten, als irgendeiner meiner Untertanen? Muß ich nicht alle meine Handlungen so einrichten, daß ich meinen Untertanen stets zu Diensten stehe und das allgemeine Beste zu erhalten suche? Und bleibt nicht mehr für mich übrig als das, was viele unter ihnen mit weit größerer Bequemlichkeit genießen können. Und das alles ist nicht hinlänglich, sie so zufrieden und glücklich zu machen, als ich wünsche. Unter sich selbst verderben sie oft mehr, als ich Gutes stiften kann, und die widrigen Folgen, die daraus entstehen, werden größtenteils mir schuld gegeben. Glauben Sie, könnte ich alle Menschen glücklich machen, so würde ich meine Wünsche erreicht haben. Aber wie viele Hindernisse stellen sich mir immer entgegen, und ich muß zufrieden sein, wenn ich nur hier und da etwas Gutes hervorbringen kann.“

Seine besondere Aufmerksamkeit wandte der König nach dem großen Kriege dem Unterrichtswesen zu. Sein Berater auf diesem Gebiet wurde der Minister von Zedlitz. Ihm erteilte der König am 5. September 1779 eine ausführliche Dienstweisung, sowohl für die Verbesserung des Unterrichts auf den Universitäten und Gymnasien, wie für den Lehrplan der Volksschulen. Darin heißt es:

„Ein jeder Bauer muß seine Sachen überlegen, und wenn ein jeder richtig dächte, das wäre sehr gut. Man



muß auch darauf achtgeben, daß die Kinder fleißig in die Schule kommen, und wenn das nicht geschieht, muß das den Vätern und Eltern gemeldet werden, daß sie dafür strafen. Denn warum schicken sie sonst die Kinder in die Schule, als daß sie was lernen sollen? Sonst können sie sie ja nur zu Kaufe behalten. Daß die Schulmeister aufm Lande die Religion und die Moral den jungen Leuten lernen, ist recht gut, und müssen sie dabon nicht abgeben, damit die Leute bei ihrer Religion hübsch bleiben.“

Endlich hat dem König während seiner ganzen Regierung die Vervollkommnung der Rechtspflege sehr am Herzen gelegen. Schon vor dem Siebenjährigen Kriege hatte er durch den Justizminister (Großkanzler der Justiz) von Coceji eine durchgreifende Verbesserung vornehmen lassen, um die Dauer der Prozesse abzukürzen. Die preussische Rechtspflege galt von nun an wegen ihrer Unparteilichkeit und Gründlichkeit in Europa als mustergültig. Später hat unter den Augen des Königs der Minister von Carmer Cocejis Werk fortgesetzt. Sein Mitarbeiter Suarez verfaßte das Gesetzbuch, das unter dem Titel „Allgemeines Landrecht“ im Jahre 1794 nach dem großen Königs Tode eingeführt wurde und ein ganzes Jahrhundert hindurch in Gültigkeit blieb, bis es durch das Bürgerliche Gesetzbuch von 1900 abgelöst wurde.

Der König wünschte die Prozesse nicht nur abgekürzt, sondern auch vermindert zu sehen. Seinen Gerichtspräsidenten pflegte er zu sagen, sie sollten sich bemühen, die streitenden Parteien zu gütlichem Vergleich zu bestimmen, und ihnen zur Veröhnlichkeit zureden. Er bemerkte auch:

„Aber eigentlich sollten das die Schulmeister tun. Die sollten die Kinder gleich in der Schule gewöhnen, nicht so zänkisch zu sein.“

Einem dieser Gerichtspräsidenten sagte der König nach dessen Amtsantritt:

„Ich bin eigentlich der oberste Gerichtsbeamte in meinem Lande, der über Recht und Gerechtigkeit halten soll; aber ich kann nicht alles selber bestreiten, und muß daher solche Leute haben, wie Er ist, die anderen zu

ihren Rechten verhelfen. Ich habe eine schwere Verantwortung auf mir; denn ich muß nicht allein von allem Bösen, was ich tue, sondern auch von allem Guten, was ich unterlasse, Rechenschaft geben. So auch Er. Er muß durchaus unparteiisch und ohne Ansehen der Person richten, es sei Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört Er, das sage ich Ihm, sonst sind wir geschiedene Leute. Hat Er Güter?“

Der Präsident antwortete: „Nein, Ihre Majestät.“ Der König fragte weiter:

„Will Er welche kaufen?“

„Dazu habe ich kein Geld, Euer Majestät,“ sagte der Präsident, und der König erwiderte:

„Gut, so weiß Er, was Armut ist, und so muß Er sich um so viel mehr der Bedrängten annehmen.“

Im Jahre 1772 erhielt der preussische Staat eine neue große Gebietserweiterung. Der König erwarb von Polen die Provinz Westpreußen, das an Ostpreußen angegliederte Ermland und den nördlichen Teil der heutigen Provinz Posen bis zur Neße. Westpreußen war dreihundert Jahre früher von den Polen erobert worden, zu einer Zeit, wo der an der Weichsel begründete, einst blühende und mächtige Staat der deutschen Ordensritter in tiefen Verfall geraten war und die Übermacht der Polen nicht abwehren konnte. Seit dem Ostpreußen mit dem brandenburgischen Staate unter der Herrschaft der Hohenzollern vereinigt war, blieb es der Wunsch inlater Kurfürsten und Könige, auch Westpreußen zu gewinnen und dadurch die Landverbindung von der Neumark und von Pommern her nach Ostpreußen herzustellen. Nun war das polnische Reich längst von seiner früheren Blüte und Macht herabgefunken, das Heerwesen war arg vernachlässigt, die Staatsordnung durch häufige Bürgerkriege und durch den Zank der Parteien auf den Reichstagen fast aufgelöst. Polen war für Brandenburg-Preußen kein gefährlicher Nachbar mehr. Aber das russische Reich war unter dem Zaren Peter dem Großen zu großer Macht gelangt und strebte nach der Herrschaft an den Rüssen der Dnieper. Peter

hatte die bis dahin dem Schwedischen Reiche unterworfenen Ostseeprovinzen Ingermanland, Estland und Livland erobert und hatte Kuland, Medlenburg und Pommern von sich abhängig gemacht. Die russischen Truppen hatten damals auch die Hauptstadt von Pommern, Stettin, von den Schweden erobert. Zum Glück war aber Preußen bereits so mächtig geworden, daß König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1713 es durchsetzte, daß der Zar das eroberte Stettin an Preußen überließ. So wurde die Mündung der Oder für Deutschland gerettet. Dasselbe geschah jetzt im Jahre 1772 mit der Mündung der Weichsel und mit Westpreußen. König Friedrich hatte immer geglaubt, daß Rußland ihm dieses Land nicht gönnen würde. Aber die Russen hatten im Siebenjährigen Kriege sich überzeugt, wie stark das preussische Heer war, und wünschten deshalb Preußen lieber zum Bundesgenossen als zum Gegner zu haben. Sie führten Krieg gegen die Polen und gegen die Türken und fürchteten, auch von Oesterreich angegriffen zu werden. Um in dieser gefährlichen Lage sich Preußens zu versichern, erklärte sich die Zarin Katharina damit einverstanden, daß der König Westpreußen, Ermland und das Neugebiet erwarb. Katharina selber ließ sich große Gebiete im Osten des polnischen Reiches, welche die Polen zur Zeit ihrer Macht von Rußland erobert hatten, wiederabtreten, und Oesterreich erhielt bei dieser Theilung Polens die Provinzen Galizien und Lodomerien.

Die neue Provinz blieb infolge der verlotterten polnischen Wirtschaft einer Einöde. Im Neugebiet war das Land wüst und leer, das Vieh schlecht und entartet, das Ackergerät höchst mangelhaft, alles ohne Eisen, sogar die Pflugchar; die Acker ausgezogen, voll Unkraut und Gestein, die Wiesen verjumpt, die Wälder ausgeholzt. In Westpreußen gab es Gegenden, wo die meisten Bauern sich ohne Brod behelfen und von Wurzelwerk und schlechtem Gemüße leben mußten. Das wenige Getreide, das sie bauten, verkauften sie, um die Abgaben bezahlen zu können. Auch die Städte waren im äußersten Verfall, in Kulm standen von 800 Häusern nur noch 100.

Der neue Landesherr griff überall ein. Er ließ sofort den Bromberger Kanal bauen, um Weichsel und Neße miteinander in Verbindung zu setzen. Er wies Gelder an, um Häuser, Ställe und Scheunen bauen zu lassen. Er setzte Gerichte ein und legte Schulen an. Ungefähr fünfzig neue

Dörfer wurden gegründet und mit deutschen Einwanderern besiedelt. In die Städte wurden Handwerker aus der Fremde berufen, weil das Handwerk seit lange ganz danieder gelegen hatte. Die bisherige Rechtslosigkeit der Bauern wurde beseitigt. Der König verfügte an den Kammerpräsidenten von Domhardt, den er mit der Verwaltung der neuen Provinz beauftragte (1. April 1772):

„Ubrigens glaube ich, daß die Einwohner die ihnen zugebachte Wohlthat der aufgehobenen Leibeigenschaft nicht nach ihrem wahren Wert einsehen und erkennen werden. Das sicherste Mittel, diesen slavischen Leuten bessere Begriffe und Sitten beizubringen, wird immer sein, solche mit der Zeit mit Deutschen zu vermischen.“

Die zum großen Teil völlig verarmten polnischen Edelleute nahm der König in strenge Zucht. Einem seiner Beamten schärfte er ein:

„Er muß mit den Polen keine Komplimente machen, denn dadurch werden sie noch mehr verborben, sondern Er muß scharf darauf achten, daß sie den Ordres gehörig nachleben. Mit den Polen muß man durchgreifen, oder man richtet nichts aus.“

Von dem, was Friedrich der Große in der polnischen Wüstenei geschaffen hat, sagte damals einer seiner Weisler: „Was gemacht wird, ist nicht auf kurze Zeit, sondern auf die Jahrhunderte gemacht.“

Wie schon nach der Eroberung von Schlesien wurde auch nach der Erwerbung von Westpreußen das Heer beträchtlich vermehrt. Es zählte seit 1772 im Frieden 186 000 Mann. Der König blieb eingedenk, daß Preußen nur durch eine starke und schlagfertige Streitmacht die in Europa gewonnene Großmachstellung behaupten konnte. In dieser Überzeugung schrieb er am 5. August 1774 seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich:

„Mein Vater hat die Klinge geschärft, damit ich mich ihrer bediente; es ist in der Ordnung, daß ich der Nachwelt denselben Dienst leiste. Wenn sie ihn sich nicht zunutze macht, so ist es nicht mein Fehler.“

Wenigstens wird mich dann niemand anklagen können, meiner Pflicht gegen das Vaterland gefehlt zu haben, und das ist die einzige Sache, der mein Ehrgeiz gilt.“

Von einer der vielen Besichtigungsreisen des Königs hat uns der Domänenpächter Amtmann Fromm zu Fehrbellin, der eine Strecke Weges den königlichen Reisewagen zu Pferde begleitete, einen ausführlichen, sehr lebendigen Bericht erstattet:

„Den 23. Juli 1779 geruhten Seine Majestät der König nach den im Rhinlud bei Neustadt an der Dosse neuangelegten Kolonien, die Seine Majestät auf eigene Kosten aus einem öden Bruch haben urbar machen lassen, und wo jetzt 308 Familien wohnen, eine Reise vorzunehmen. Seine Majestät reisten des Morgens um 5 Uhr von Potsdam ab. Bis Seelhorst war der Amtsrat Sach zu Königshorst vorgeritten: die Reize traf nun mich. Um 8 Uhr kamen Seine Majestät auf Seelhorst an, und hatten den General Grafen von Görz im Wagen bei sich. In Dechtau bekamen Seine Majestät den Herrn Rittmeister von Zieten, dem Dechtau gehört, zu sehen, und bestellten ihn neben dem Wagen bei sich bis dahin, wo die Dechtausche Feldmark zu Ende geht. Hier wurde wieder umgespannt. Der Saupmann von Rathenow, ein alter Liebling des Königs, welchem das Gut Karweese zum Teil gehört, befand sich hier mit seiner Familie, und ging an den Wagen heran:

Untertänigster Knecht, Euer Majestät. — Wer seid Ihr? — Ich bin der Hauptmann von Rathenow aus Karweese. — Der König faltete die Hände: Mein Gott! Lieber Rathenow, lebt Er noch? Ich dachte, Er wäre längst tot. Wie geht es Ihm? Ist Er gesund? — O ja, Euer Majestät. — Aber mein Gott! wie did ist Er geworden! — Ja, Euer Majestät. Essen und Trinken schmedt noch immer; nur die Füße wollen nicht fort. — Ja, das geht mir auch so. Ist Er verheirathet? — Ja, Euer Majestät! — Ist Seine Frau auch unter den Damen dort? — Ja, Euer Majestät. — Laß Er sie doch herkommen! (so gleich den Hut ab.) Ich finde an Ihrem Herrn Gemahl einen guten alten

Freund. — Sehr viel Gnade für meinen Mann! — Was sind Sie für eine Geborene? — Ein Fräulein von Kröder. — Haha! eine Tochter vom General von Kröder! — Ja, Ihr Majestät. — O, den habe ich recht gut gekannt. — Hat Er auch Kinder, Rathenow? — Ja, Euer Majestät. Meine Söhne sind in Diensten, und dies sind meine Töchter! — Nun! das freut mich. Leb Er wohl. Leb Er wohl.

Nun ging der Weg auf Fehrbellin, und der Förster Brand ritt mit. Als wir an einen Fleck von Sandschellen kamen, die vor Fehrbellin liegen, riefen Seine Majestät:

Förster, warum sind die Sandschellen nicht besäet? — Euer Majestät, sie gehören nicht zur königlichen Forst; sie gehören mit zum Ader. Zum Teil besäen die Leute sie mit allerlei Getreide. Hier rechter Hand haben sie Kienäpfel gesät. — Wer hat die gesät? — Hier der Oberamtman. — Na! sagt es meinem Geheimen Rat Michaelis, daß die Sandschellen besät werden sollen. (Zum Förster:) Wißt Ihr aber auch, wie Kienäpfel gesät werden? — O ja, Ihr Majestät. — Na! wie werden sie gesät? Von Morgen gegen Abend, oder von Abend gegen Morgen? — Von Abend gegen Morgen. — Das ist recht. Aber warum? — Weil aus dem Abend am meisten Winde kommen. — Das ist recht!

Nun kamen Seine Majestät zu Fehrbellin an, sprachen daselbst mit dem Leutnant Probst vom Zietenschen Husarenregiment, und mit dem Fehrbelliner Postmeister, Hauptmann von Mosch. Als umgespannt war, ward die Reise fortgesetzt, und da Seine Majestät gleich an meinen Graben, die im Fehrbelliner Luch auf königliche Kosten gemacht sind, vorbeifuhren, so ritt ich an den Wagen und sagte:

Euer Majestät, das sind schon zwei neue Graben, die wir durch Euer Majestät Gnade hier erhalten haben, und die uns das Luch trocken erhalten. — So so! Das ist mir lieb! Wer seid Ihr? — Euer Majestät, ich bin der Beamte hier von Fehrbellin. — Wie heißt Ihr? — Fromm. — Haha! Ihr seid ein Sohn von dem Landrat Fromm? — Euer Majestät halten zu Gnaden, mein Vater ist Amtsrat im Amte Lehmin gewesen.

— Amtsrat! Amtsrat! Das ist nicht wahr! Euer Vater ist Landrat gewesen. Ich habe ihn recht gut gekannt. Sagt mir einmal, hat Euch die Abgrabung des Luchs hier viel geholfen? — O ja, Euer Majestät! — Haltet Ihr mehr Vieh als Euer Vorfahr? (Vorgänger.) — Ja, Euer Majestät! Auf diesem Vorwerk hatte ich vierzig, auf allen Vorwerken siebzig Kühe mehr. — Das ist gut. Die Viehseuche ist doch nicht hier in der Gegend? — Nein, Euer Majestät! — Habt Ihr die Viehseuche hier gehabt? — Ja! — Braucht nur sein fleißig Steinsalz, dann werdet Ihr die Viehseuche nicht wieder bekommen. — Ja, Euer Majestät, das brauch' ich auch; aber Küchenalz tut beinahe eben die Dienste. — Nein, das glaubt nicht! Ihr müßt das Steinsalz nicht klein stoßen, sondern es dem Vieh so hinhängen, daß es daran ledern kann. — Ja, es soll geschehen. — Sind hier sonst noch Verbesserungen zu machen? — O ja, Euer Majestät. Hier liegt der Kemmensee. Wenn dieser abgegraben würde, so bekämen Euer Majestät an achtzehnhundert Morgen Wiesenwachs, wo Kolonisten könnten angelegt werden, und die ganze Gegend hier würde schiffbar, welches dem Städtchen Fehrbellin und der Stadt Ruppin ungemein aufhelfen würde. Auch könnte vieles aus Medlenburg zu Wasser nach Berlin kommen. — Das glaub' ich! Euch wird aber wohl bei der Sache sehr geholfen, viele dabei ruiniert, wenigstens die Gutsherren des Terrains? Nicht wahr? — Euer Majestät halten zu Gnaden: das Terrain gehört zur königlichen Forst, und stehen nur Wäldern darauf. — O, wenn weiter nichts ist wie Birkenholz, so kann's geschehen! Allein Ihr müßt auch nicht die Rechnung ohne den Wirt machen, daß nicht die Kosten den Nutzen übersteigen. Na! sagt es meinem Geheimen Rat Michaelis! Der Mann versteht's, und ich will Euch raten, daß Ihr Euch an den Mann wenden sollt in allen Stücken, und wenn Ihr wißt, wo Kolonisten anzusehen sind. Ich verlange nicht gleich ganze Kolonien;

sondern wenn's nur zwei oder drei Familien sind, so könnt Ihr's immer mit dem Mann abmachen! Wie heißt der Beamte zu Alt-Ruppin? — König. — Wie lange ist er da? — Seit Trinitatis. — Seit Trinitatis? Was ist er vorher gewesen? — Kanonikus (Domherr). — Kanonikus? Kanonikus? Wie führt der Teufel den Kanonikus zum Beamten? — Euer Majestät, er ist ein junger Mensch, der Geld hat, und gern die Ehre haben will, Beamter von Euer Majestät zu sein. — Warum ist aber der Alte nicht gestorben? — Ist gestorben. — So hätte doch die Witwe das Amt beehren können! — Ist in Armuth geraten! — Durch Frauenwirtschaft! — Euer Majestät verzeihen, sie wirtschaftete gut; allein die vielen Unglücksfälle haben sie zugrunde gerichtet; die können den besten Wirt zunichten. Ich selbst habe vor zwei Jahren das Viehsterben gehabt, und habe keine Remission (Nachtherabsetzung) erhalten; ich kann auch nicht wieder vorwärts kommen. — Mein Sohn, heute hab' ich Schaden am linken Ohr, ich kann nicht gut hören. — Das ist schon eben ein Unglück, daß der Geheime Rat Michaelis den Schaden auch hat! — Nun blieb ich ein wenig vom Wagen zurück: ich glaubte, Seine Majestät würde die Antwort ungnädig nehmen.

Der König: Na, Amtmann! Vorwärts! Bleibt bei dem Wagen, aber nehmt Euch in acht, daß Ihr nicht unglücklich seid. Sprecht nur laut, ich verstehe recht gut. (Diese letzteren Worte wiederholten Seine Majestät wenigstens zehnmal auf der Reise.) Na! sagt mir einmal, der Weg, der hier den Berg hinaufgeht, geht nach Ruppin, und hier links ist die große Straße nach Hamburg? — Ja, Euer Majestät! — Wißt Ihr, wie lange es ist, daß ich nicht hier gewesen bin? — Nein! — Das sind dreiundvierzig Jahre. Kann ich Ruppin liegen sehen? — Ja, Euer Majestät! Der Turm, der hier rechts über die Tannen herübersteht, ist Ruppin. — Der König (mit dem Glase sich aus dem Wagen lehnd): Ja ja! Das ist er, ich kenn' ihn noch. Wie heißt das Dorf hier vor uns? — Proben. —

Wem gehört es? — Dem Herrn von Kleist. — Was ist das für ein Kleist? — Ein Sohn vom General Kleist. — Von was für einem General Kleist? — Der Bruder von ihm ist Flügeladjutant bei Euer Majestät gewesen, und steht jetzt zu Magdeburg bei dem Kalffsteinischen Regiment als Oberleutnant. — Haha! von dem? Die Kleiste kenne ich recht gut. Ist dieser Kleist auch in Diensten gewesen? — Ja, Euer Majestät! Er ist Fähnrich gewesen unter dem Prinz Ferdinandschen Regiment. — Warum hat der Mann seinen Abschied genommen? — Das weiß ich nicht! — Ihr könnt es mir sagen, ich suche nichts darunter. Warum hat der Mann seinen Abschied genommen? — Euer Majestät, ich kann es wirklich nicht sagen.

Nun waren wir an Proben heran. Ich ward gewahrt, daß der alte General von Bieten in Proben vor dem Edelhofe stand, ritt an den Wagen heran und sagte: Euer Majestät, der General von Bieten sind auch hier. — Der König: Wo? wo? O reitet vor und sagt es den Leuten, sie sollen stillhalten; ich will aussteigen.

Nun liegen Seine Majestät hier aus und freuten sich außerordentlich über die Anwesenheit des Generals von Bieten, sprachen mit ihm und dem Herrn von Kleist von mancherlei Sachen: ob ihm die Abgrabung des Luchs geholfen? ob er die Viehseuche gehabt? und empfahlen das Steinsalz gegen die Viehseuche. Auf einmal gingen Seine Majestät behette, kamen wieder und riefen:

Amtmann! (dicht am Ohr). Wer ist der dicke Mann da mit dem weißen Rod? — Ich ebenfalls dicht am Ohr: Euer Majestät, es ist der Landrat von Quast vom Ruppinschen Kreise! — Schon gut!

Nun gingen Seine Majestät wieder zum General von Bieten und Herrn von Kleist und sprachen von verschiedenen Sachen. Herr von Kleist präsentierte seiner Majestät sehr schöne Früchte; auf einmal drehten Sie sich um und sagten: Serviteur, Herr Landrat! Als nun selbiger auf Seine Majestät zugehen wollte, sagten Sie: Bleib Er nur da, ich kenn' ihn. Er ist der Landrat von Quast!

Nun war angespannt. Seine Majestät nahmen recht zärt-

lichen Abschied von dem alten General von Bieten, empfahlen sich den übrigen und fuhren fort. Ob nun wohl Seine Majestät in Proben die Früchte nicht annahmen, so nahmen doch Dieselben, sowie wir aus Proben waren, ein Butterbrot für sich und für den Herrn General Grafen von Görz aus der Magentafche und aßen während desfahrens immer Pfirsiche. Beim Wegfahren glaubten Seine Majestät, ich würde zurückbleiben, und riefen aus dem Wagen: Amtmann, kommt mit! Wo ist der Beamte von Alt-Ruppin? — Er wird vermullich krank sein, sonst wäre er in Proben bei dem Vorpamm gewesen. — Na! sagt mir einmal, wißt Ihr wirklich nicht, warum der Kleist zu Proben seinen Abschied genommen hat? — Nein, Euer Majestät: ich weiß es wahrhaftig nicht.

Hört einmal, wie seid Ihr mit der Ernte zufrieden? — Sehr gut, Euer Majestät! — Sehr gut? Und mir haben sie gesagt, sehr schlecht! — Euer Majestät, das Wintergetreide ist etwas erfroren; aber das Sommergetreide steht dafür so schön, daß es den Schaden bei dem Wintergetreide reichlich ersetzt.

Nun sahen Seine Majestät auf den Feldern Mandel an Mandel. — Es ist eine gute Ernte, Ihr habt recht, es steht ja Mandel bei Mandel hier! — Ja, Euer Majestät, und hier sehen die Leute noch dazu Stiege. — Was ist das, Stiege? — Das sind zwanzig Garben zusammengekehrt! — O, es ist unstreitig eine gute Ernte. Aber sagt mir doch, warum hat der Kleist aus Proben seinen Abschied genommen? — Euer Majestät, ich weiß es nicht. Mich beudt, er hat vom Vater die Güter annehmen müssen. Eine andere Ursache weiß ich nicht. — Nun kamen Seine Majestät in Garz an. Die Unspannung besorgte Herr von Lüderitz aus Nadeln, als erster Deputierter des Ruppinschen Kreises. Dieser hatte einen Hut aus mit einer weißen Feder. Als nun die Unspannung geschehen war, ging die Keise gleich fort. Der König fragte:

Wem gehört das Out hier links? — Dem Herrn von Lüderitz; es heißt Nadeln. — Was ist dies für ein Lüderitz? — Euer Majestät, der in Garz bei dem Vorpamm war. — Haha! Der Herr mit der weißen Feder. Sät Ihr auch Weizen?

— Ja, Euer Majestät! — Wie viel habt Ihr ausgefät? — Drei Wispel, zwölf Scheffel. — Wie viel hat Euer Vorfahr (Vorgänger) ausgefät? — Vier Scheffel. — Wie geht das zu, daß Ihr so viel mehr fät als Euer Vorfahr? — Wie ich schon die Gnade gehabt, Euer Majestät zu sagen, daß ich siebzig Stück Kühe mehr hatte wie mein Vorfahr, mithin meinen Acker durch Dünger besser einlandeten und Weizen säen kann! — Aber warum baut Ihr keinen Hauf? — Er gerät hier nicht. Im kalten Klima gerät er besser. Unsere Seiler können den russischen Hauf in Lübeck wohlfeiler kaufen und besser, als ich ihn bauen kann. — Was fät Ihr denn dahin, wo Ihr sonst Hauf hinsätet? — Weizen! — Warum baut Ihr aber kein Färbekraut, keinen Krapp? — Er will nicht fort, der Boden ist nicht gut genug. — Das sagt Ihr nur so; Ihr hättet sollen die Probe machen. — Das habe ich getan, allein sie ist mir fehlgeschlagen, und als Beamter kann ich nicht viele Proben machen; dem wem sie fehlschlagen, muß doch die Pacht bezahlt sein. — Was fät Ihr denn dahin, wo Ihr würdet Färbekraut hinbringen? — Weizen! — Na! so bleibt bei dem Weizen! Eure Untertanen müssen recht gut imstande sein. — Ja, Euer Majestät. Ich kann aus dem Hypothekenbuche beweisen, daß sie an fünfzigtausend Taler Kapital haben. — Das ist gut! — Vor drei Jahren starb ein Bauer, der hatte elftausend Taler in der Bank. — Wie viel? — Elftausend Taler. — So müßt Ihr sie auch immer erhalten! Wohin verkauft Ihr Eure Butter, Kapaunen und Puter? — Nach Berlin. — Warum nicht nach Ruppin? — Die meisten Bürger halten Kühe, so viel als sie zu ihrem Aufwande brauchen. Der Soldat ist alte Butter; der kann die frische nicht bezahlen. — Was bekommt Ihr für die Butter in Berlin? — Vier Groschen für das Pfund. Der Ruppinsche Soldat aber kauft die alte Butter für zwei das Pfund. — Aber Eure Kapaunen und Puter könnt Ihr doch nach Ruppin bringen? — Bei dem ganzen Regimente sind nur vier Stabsoffiziere, die gebrauchen nicht viel, und die Bürger leben nicht delikät; die danken Gott, wenn sie Schweine-

fleisch haben. — Ja, da habt Ihr recht! Die Berliner essen gern was Delikates. Na, macht mit den Untertanen, was Ihr wollt, nur drückt sie nicht! — Euer Majestät, das wird mir nicht einfallen und keinem rechtschaffenen Beamten.

Nun kamen Seine Majestät an eine Menge Bauern, die Roggen mahlen, zwei Mälder machten, die Senfen strichen, und Seine Majestät so durchfahren ließen! Der König: Was Teufel, die Leute wollen wohl Geld von mir haben? — O nein, Euer Majestät! Sie sind voll Freuden, daß Sie so gnädig sind und die hiesige Gegend bereisen. — Ich werd' ihnen auch nichts geben! Wie heißt das Dorf hier vorn? — Barjetow! — Wem gehört es? — Dem Herrn von Mütschefahl. — Was ist das für ein Mütschefahl? — Er ist Major gewesen unter dem Regiment, das Euer Majestät als Kronprinz gehabt haben. — Mein Gott! Leb't der noch? — Nein; er ist tot, die Tochter hat das Gut. — Hört! Ist das der Edelhof? — Ja. — Das sieht ja elend aus!

Nun kam die eine Mütschefahlsche Tochter, die einen mecklenburgischen Edelmann, Herrn von Kriegsheim, geheiratet hat, bei dem Umspannen an den Wagen. Der König hatte ihnen eine Kolonie von zweihundert Morgen Land geschenkt. Als sie an den Wagen kam, überreichte sie Seiner Majestät etliche Früchte. Seine Majestät bedankten sich dafür, fragten, wer ihr Vater gewesen? wann er gestorben sei? ufw. Auf einmal präsentirte sie ihren Mann, bedankte sich für die zweihundert Morgen, stieg aus den Tritt am Wagen und wollte Seiner Majestät, wo nicht die Hand, doch den Rock küssen. Seine Majestät setzten sich ganz auf die andere Seite vom Wagen und riefen:

Laß Sie sein, laß Sie sein, meine Tochter! Es ist schon gut! — Amtmann, macht, daß wir fortkommen! Hört einmal, den Leuten geht's hier wohl nicht gut? — Recht schlecht, Euer Majestät! Es ist die größte Armut. — Das ist mir leid!

Nun kamen wir auf das Territorium des Amts Neustadt, wo der Amtsrat Klaußius, der das Amt in Pacht hat, auf der Grenze hielt, und Seine Majestät vorbeireisen ließ. Weil mir aber das Sprechen schon sehr sauer ward, Seine Majestät

immer nach den Dörfern fragten, die hier in Menge sind, und ich immer den Gutsbesitzer mit nehmen und sagen mußte, welche Söhne im Dienste hätten, so holte ich den Herrn Amtsrat Klaujus an den Wagen heran und sagte:

Euer Majestät, das ist der Amtsrat Klaujus vom Amt Neustadt, unter dessen Jurisdiction die Kolonien stehen. — So, so, das ist mir lieb. Laßt ihn herkommen. Wie heißt Ihr? — Klaujus. — Klau-si-us. Na, habt Ihr viel Vieh auf den Kolonien? — Achtzehnhundertsechundachtzig Stück Kühe, Euer Majestät! Es würden weit über dreitausend sein, wenn nicht die Viehseuche gewesen wäre. — Vermehren sich auch die Menschen gut? Gibt es brav Kinder? — O ja, Euer Majestät! Es sind jetzt fünfzehnhundertsechundachtzig Seelen auf den Kolonien! — Seid Ihr auch verheiratet? — Ja, Euer Majestät! — Habt Ihr auch Kinder? — Stiefkinder, Euer Majestät! — Warum nicht eigene? — Das weiß ich nicht, Euer Majestät, wie das zugeht. — Wo seid Ihr geboren? — Zu Neustadt an der Doffe. — Was ist Euer Vater gewesen? — Prediger. — Sind es noch gute Leute, die Kolonisten? Die erste Generation pflegt nicht viel zu taugen! — Es geht noch an. — Wirtschaften sie gut? — O ja, Euer Majestät! Seine Excellenz der Minister von Derschau haben mir auch eine Kolonie von fünfundsiebzig Morgen gegeben, um den anderen Kolonisten mit gutem Exempel vorzugehen. — Der König (lächelnd): Haha! Mit gutem Exempel! Aber sagt mir: ich sehe ja hier kein Holz, wo holen die Kolonisten ihr Holz her? — Aus dem Ruppingschen. — Wie weit ist das? — Drei Meilen. — Das ist auch sehr weit! Da hätte müssen geforgt werden, daß sie es näher hätten! (Zu Fromm): Was ist das für ein Mensch, der da rechts? — Der Baumspektor Menzelius, der hier die Bauten in Aussicht hat. — Bin ich hier in Rom? — Es sind ja lauter lateinische Namen! Warum ist das hier so hoch eingezäunt? — Es ist das Maultiergeheule. — Wie heißt die Kolonie? — Klaujusshof, Euer Majestät, sie kann auch Klauhof heißen! — Sie heißt Klaujusshof. Wie heißt da die andere

Kolonie? — Brenkenhof. — So heißt sie nicht. — Ja, Euer Majestät! Ich weiß es nicht anders! — Sie heißt Brenken-ho-si-usshof! Sind das die Stöllenschen Berge, die da vor uns liegen? — Ja, Euer Majestät! — Muß ich durch das Dorf fahren? — Es ist eben nicht nötig; aber der Vorpamm steht darin. Wenn Euer Majestät befehlen, so will ich vorreiten, und den Vorpamm aus dem Dorfe herausnehmen, und hinter die Berge legen. — O ja, das tut! Nehmt Euch einen von meinen Page

mit.  
 Nun besorgte ich den Vorpamm, richtete mich aber doch so ein, daß, sobald als Seine Majestät auf den Bergen waren, ich auch da war. Als Seine Majestät aus dem Wagen stiegen, ließen Sie sich ein Fernrohr geben, besahen die ganze Gegend und sagten dann:

Das ist wahr, das ist über meine Erwartung! Das ist schön! Ich muß Euch das sagen, alle, die Ihr daran gearbeitet habt! Ihr seid ehrliche Leute gewesen. Sagt mir mal, ist die Elbe weit von hier? — Euer Majestät, sie ist zwei Meilen von hier! Da liegt Werben in der Altmatt, dicht an der Elbe. — Das kann nicht sein! Gebt mir das Fernrohr noch einmal her. Ja, ja! Es ist doch wahr! Aber was ist das andere für ein Turm? — Euer Majestät, es ist Habelberg. — Mal kommt alle her! Hört einmal, der Fled Bruch, hier links, soll auch noch urbar gemacht werden, und was hier rechts liegt, ebenfalls, so weit als der Bruch geht. Was steht für Holz darauf? — Esen und Eichen, Euer Majestät. — Na! Die Esen können gerodet werden, und die Eichen können stehen bleiben; die können die Leute verkaufen oder sonst nutzen! Wenn es urbar ist, dann rechne ich so dreihundert Familien und fünfshundert Stück Kühe; nicht wahr? — Nun antwortete keiner, zuletzt fing ich an und sagte: Ja, Euer Majestät, vielleicht! — Höret mal, Ihr könnt mir sicher antworten. Es werden mehr oder weniger Familien! Das weiß ich wohl, daß man

das so ganz genau nicht sagen kann. Ich bin nicht da gewesen, kenne das Terrain nicht; sonst versteh' ich es so gut wie Ihr, wieviel Familien angefehrt werden können!

Nun setzten Seine Majestät sich in den Wagen und fuhren den Berg hinunter. Es ward ungemammt. Weil nun Seine Majestät befohlen hatten, daß ich bis an die Söllenschen Berge Sie begleiten sollte, so ging ich an den Wagen und fragte: Befehlen Euer Majestät, daß ich noch weiter mit soll? — Nein, mein Sohn! Reitet in Gottes Namen nach Hause.“

## Lebensabend

Im Jahre 1778 ergriff der König noch einmal gegen Osterreich die Waffen in dem Bahrischen Erbfolgekrieg.

Joseph II., der Sohn und Mitregent der Kaiserin Maria Theresia, seit dem Tode seines Vaters Franz I. auch deutscher Kaiser (1765—1790), wünschte beim Tode des kinderlosen Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern dieses Nachbarkanland für Osterreich zu erwerben. Der gleichfalls kinderlose Nachfolger des Verstorbenen, Kurfürst Karl Theodor von der pfälzischen Linie des Hauses Wittelsbach, begünstigte den Plan des Kaisers. Aber der zur weiteren Nachfolge berechnigte Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, der Ahnherr des heute in Bayern regierenden Königshauses, rief zur Wahrung seiner Erbansprüche die Unterstützung des Königs von Preußen an. Auch der Kurfürst von Sachsen fand sich zur Hilfe bereit. Die preußischen und sächsischen Truppen rückten in Böhmen ein. Ohne daß es in diesem Kriege zu einer Schlacht kam, verzichtete Joseph II. im Frieden von Teschen (13. Mai 1779) auf seinen Plan und begnügte sich mit der Erwerbung eines Grenzbezirks.

Als Joseph II. sich nun mit Rußland verbündete und den Versuch machte, Bayern gegen das damals zu Osterreich gehörige Belgien einzutauschen, schloß Friedrich mit den Kurfürsten von Sachsen und Hannover und anderen Reichsfürsten im Jahre 1785 den deutlichen Fürstentum zum gegenseitigen Schutz des Besitzlandes. Dieser Fürsten-

bund ist nach dem Tode Friedrichs des Großen wieder zerfallen. Erst durch die Begründung des neuen Deutschen Reiches im Jahre 1871 übernahm der König von Preußen als Nachfolger des Kaisers des alten, im Jahre 1806 aufgelösten Reiches dauernd die Führerschaft in Deutschland. Damit ist in Erfüllung gegangen, was in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der schwäbische Dichter Pfiffer sich ersehnt hatte:

„Aber Friedrichs des Großen,  
Gleich der Sonne decke du  
Die Verlassnen, Heimatlosen  
Mit der goldnen Schwinge zu.“

Bis in den Herbst von 1785 blieb des alten Königs Gesundheitszustand im ganzen ungestört. Seine Gichtanfalle stellten sich zumeist nur im Winter ein. Wenn sie nur alle drei Jahre kamen, glaubte er sich nicht beklagen zu dürfen. Selbst außerordentliche Anstrengungen griffen seinen Körper nicht erheblich an. Am 13. Juni 1780 kam er nach vierzehntägiger mühevoller Dienstreise um  $\frac{1}{2}$  10 früh nach Sanssouci zurück, nachdem er um 3 Uhr nachts von Küstrin in seinem Reisewagen abgesetzt war, also 14 deutsche Meilen in sechs Stunden zurückgelegt hatte; er war dann bei Tisch frisch und guter Laune, als ob er noch nichts hinter sich hätte.

Als ihm im folgenden Jahre (1781) der Arzt die Fahrt nach Westpreußen verbieten wollte, gab der König die Antwort:

„Doktor, Er treibt sein Geschäft, ich das meinige, ich will bis zu meinem letzten Moment meine Pflicht als König tun.“

Fünf Jahre vorher hatte er einmal erklärt:

„Meine Methode, mich nicht zu menagieren (schonen), bleibt immer dieselbe. Je mehr man sich verwöhnt, desto empfindlicher und schwächer wird der Körper. Mein Metier verlangt Arbeit und Tätigkeit, mein Körper und Geist müssen sich ihrer Pflicht anbequemen. Es ist nicht nötig, daß ich lebe, aber wohl, daß ich handle. Dabei habe ich mich immer sehr wohl befunden.“



Wie der alte König am 21. Mai 1785 in Berlin nach einer Truppenbesichtigung vom Tempelhofer Felde in die Stadt zurücktritt, hat uns einer der Zuschauer anschaulich geschildert: „Das ganze Rondell (der heutige Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmstraße waren gedrückt voller Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen. Der König kam geritten auf einem großen weißen Pferde, hinter ihm eine Menge Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verbieten schienen. Bald listete er den Hut nur ein wenig, bald nahm er ihn vom Haupte und hielt ihn eine Zeitlang neben demselben, bald senkte er ihn bis zur Höhe des Ellenbogens herab. Aber diese Bewegung dauerte fortwährend, und sowie er sich bedeckt hatte, sah er schon wieder andere Leute und nahm den Hut wieder ab. Er hat ihn vom Halleschen Thor bis zur Kochstraße gewiß zweihundertmal abgenommen. Durch dieses ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der Straßenkinder, die vor ihm heranzogen, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwüschten. Bei dem Palais der Prinzessin Anhalt, Schwelger des Königs (in der Wilhelmstraße gegenüber der Kochstraße) war die Menge noch dichter; denn sie erwarteten ihn da. Der Vorhof war gedrängt voll, doch in der Mitte, ohne Anwesenheit irgendeiner Polizei, geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter. Er lenkte in den Hof hinein, die Flügelthüren gingen auf, und die alte lahme Prinzessin, die Flügelthüren gingen auf, und die alte lahme Prinzessin, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wollte die flachen Stiegen hinab, ihm entgegen. Sowie er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferde, zog den Hut, den er nur aber mit herabhängendem Arm ganz unten hielt, umarmte sie, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe wieder hinauf. Die Flügelthüren gingen zu, alles war verschwunden, und noch stand die Menge entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fied gerichtet, wo er verschwunden war. Und doch war nichts geschefen. Keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, keine Trommeln und

Pfeifen, keine Musik, kein vorangegangenes Ereignis. Nein, nur ein dreihundsechzigjähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber jedemmann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit fünf- undvierzig Jahren noch nicht einen einzigen Tag veräußert hatte. Jedermann sah auch die Früchte seiner Arbeiten, nah und fern, rund um sich her, und wenn man auf ihn blickte, so regte sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz alle edleren Gefühle des Menschen.“

In diesem Frühjahr 1785 stellte sich die Nacht wieder ein; der seit vierzig Jahren regelmäßig gebrauchte Egerbrunnen war diesmal von nachtheiliger Wirkung auf den Magen. Obgleich er sich sehr schwach fühlte, reiste der König im Sommer nach Schlesien zu den Truppenübungen. Nachdem er am vorletzten Besichtigungstage, den 24. August, dem strömenden Regen sechs Stunden lang, ohne seinen Pels anzulegen, getrotzt hatte, mußte er nach der Paradeafel fiebernd das Bett aufsuchen; gleichwohl erschien er am nächsten Tage wieder unter seiner Truppen.

Auf der Durchfahrt durch Hirschberg erwartete ihn wie immer eine dichtgedrängte Volksmenge. Ein Augenzeuge erzählt darüber: „Ich kann die Empfindungen nicht beschreiben, die sich meiner und gewiß eines jeden bemächtigte, als ich ihn sah, den Greis, in der schwachen Hand den Hut, im großen Auge freudlichen Vaterblick auf die unzählige Menge, die seinen Wagen umgab und stromweise begleitete. Alle, die das Glück hatten, ihn zu sprechen, waren über die bäterliche Milde des großen Königs außerordentlich gerührt. Als er sich eine lange Zeit über verschiedene Gegenstände mit den ihm aufwartenden Kausleuten aus dem Gebirge unterhalten hatte, fragte er zuletzt, ob jemand noch etwas zu sagen habe. Der Kaufmannsälteste Bachmann aus Greifenberg trat vor und sagte: Die abgebrannten Bürger zu Greifenberg wollten nochmals ihren unterthänigen Dank für das königliche Gnadengeschenk zum Wiederaufbau ihrer Häuser abstellen. Der König war sichtlich gerührt und antwortete:

„Sie haben nicht Ursache, sich deswegen bei mir zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit, daß ich meinen verunglückten Untertanen wieder aufhelfe. Dafür bin ich da.“

Vier Wochen später hatte er in Potsdam einen Schlaganfall; dem dortigen Herbstmanöver konnte er nicht mehr beiwohnen.

Der Winter im Potsdamer Stadtschloß verlief qualvoll. Die Anzeichen der Wasserfucht traten immer deutlicher zutage. Sobald die Bitterling im April milder wurde, ließ sich der kranke König nachmittags im Sessel auf die Freitreppe des Schloßes setzen, wo die warme Frühlingssonne ihn bestrahlte. Da sagte er:

„Ich habe immer das Licht geliebt.“

Bald litt es ihn nicht mehr in der Stadt. Auf einem Umwege von mehreren Meilen ließ er sich am 17. April 1786, nach einer Rundfahrt durch die Dörfer rings um den breiten Schwielowsee, nach Sanssouci bringen. Er fühlte, daß die ihm zugemessene Frist immer kürzer wurde. Um so rastloser spannte er seine Tätigkeit an. Sonst waren die Kabinettsbeamten früh um 6 oder 7 Uhr angetreten, jetzt bestellte er sie bereits zu der vierten Morgenstunde. Er sagte ihnen:

„Mein Zustand zwingt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Reize; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen, sie gehört nicht mir, sondern dem Staate.“

Der König fand in Sanssouci für sein Leiden nicht die Zimberung, die er noch erhofft hatte. Die Nächte spendeten immer weniger Schlaf. Das Lager aufzuluchen, verbot die Atemnot, der Kranke blieb in seinem Lehnstuhl. „Ich stehe nie auf, denn ich gehe nie zu Bette,“ sagte er bei der ersten Begrüßung dem aus Hannover herbeigerufenen berühmten Arzte, dem Doktor v. Zimmermann. Hilfe war nicht mehr möglich. Das Befinden wechselte. Am 4. Juli ließ er sich noch einmal auf den Conde, seinen langen Schimmel, setzen und ritt drei Vierteltunden durch den Garten von Sanssouci, sogar im Galopp. Die Wirkung war sehr übel; der König kam ganz entkräftet zurück. Am 10. Juli sagte er dem Doktor Zimmermann, daß er ihn in Potsdam nicht aufhalten dürfe, um die Kranken in Hannover der ärztlichen Hülfe nicht länger zu berauben. Als Zimmermann sich am nächsten Morgen verabschiedete, zog der König seinen großen weichen, ab-

getragenen Hut mit der vergulbten Feder und neigte „mit unbeschreiblicher Würde, Huld und Freundlichkeit“ sein Haupt zum Scheidegruß:

„Vergessen Sie den guten alten Mann nicht, den Sie hier gesehen haben.“

In den ersten Tagen des August fühlte sich der Kranke etwas wohler. „Er tut seine ganze Arbeit,“ bezeugt der Minister Hertzberg, „aber doch mit Widerstreben, mit Eile und indem er sich dazu zwingt, so daß er nicht alles mit voller Aufmerksamkeit liest.“ Am Morgen des 13. August erzählte der König dem Minister nach einer durch Fieber gestörten Nacht den ganzen Inhalt der aus Wien eingelaufenen Gesandtschaftsberichte. Die drei Adjutanten, die er als seine Vertreter zur Teilnahme an den schlesischen Manövern abordnete, verfasch er am selben Tage mündlich mit eingehenden Weisungen. In der nächsten Nacht schlief er von 10 Uhr ab zwölf Stunden ununterbrochen, ließ dann den Stadtkommandanten und die schon seit sechs Stunden wartenden Sekretäre vor und diktierte kurze Antworten auf die eingelaufenen Berichte.

Am 15. August begann der König die Arbeit mit seinen Kabinettsbeamten wieder früh um 5 Uhr. Aber die Unterschriften, die er noch erteilte, zeigten in ihren verschobenen Zügen unverkennbar die zunehmende Schwäche.

Am 16., einem Mittwoch, erschienen die Sekretäre, die Adjutanten, der Stadtkommandant früh zu der einem jeden vorgeschriebenen Zeit. Sie wurden nicht vorgelassen. Die Stunden vergingen, endlich ward der General Rohdich gerufen. Der König hatte sich in einem klaren Augenblick seiner erinnert, er wollte ihm die Parole geben, er fand die Sprache nicht. Er sah Rohdich mit einem klagenden Blicke an, das Haupt sank seitwärts in die Kissen zurück, der General war zu Tränen gerührt und zog sein Tuch vor die Augen, der König schlummerte wieder.

Am 3 Uhr nachmittags kam aus Berlin, durch einen Eilboten herbeigeholt, der Doktor Selle. Das Bewußtsein war jetzt etwas lichter, der König erkannte die Anwesenden, aber er erinnerte sich nicht der heute noch nicht erledigten Regierungsgeschäfte. Das Gesicht war leicht geröthet, die Augen hatten ihr altes Feuer noch nicht ganz verloren, und die Füße vermochten im Verlauf dieses Abends noch einige Schritte

zu machen. Ein sanfter Schlummer brachte gegen 7 Uhr gelinden Schweiß, aber die Beine bis zum Knie aufwärts begannen zu erstarren. Seit 9 Uhr lag ein kurzer Husten auf der Brust, von lauten Röcheltönen unterbrochen. Immer wieder sank ihm in seinem Lehnstuhle der Kopf herab, was die Atemnot vermehrte. Da ließ sich der Kammerhufar Strüßky neben dem Stuhle auf ein Knie nieder, umschlang den König und stützte ihn mit beiden Händen, noch an drei Stunden. Der Husten wurde seltener und schwächer, das Röcheln stärker. Zwanzig Minuten nach 2 Uhr gewahrte man ein leises Zucken des Mundes, der Tod war gekommen.

Als am Morgen der junge Kronprinz Friedrich Wilhelm, der älteste Sohn des nunmehrigen Königs Friedrich Wilhelm II., nach Sanssouci kam, sah er den Toten im Konzertsaal auf seinem Feldbett liegen, einen kleinen Hut auf dem Kopfe, der mit einer Serviette um das Kinn befestigt war, mit einem alten blauen Seidenmantel und darunter einem Felschend angezogen, die Füße in großen Gischtsiefeln. Zwei Diener wehrten mit grünen Zweigen die Fliegen von dem Antlitz ab.

Dann traten seine Offiziere an die eilig hergerichtete Bahre heran und seine Grenadiere. Da gemahnte es sie ernst und weißevoll an die großen Zeiten der gemeinsamen Kämpfe: so in seinem Mantel gehüllt, hatte er so manche Nacht auf seinem Strohlager mitten unter ihnen geruhet. Und die hellen Tränen rannen manch waderem alten Kriegsmanne über die Wangen.

Bei der Fidesleistung der Berliner Garnison für Friedrich Wilhelm II., noch am Todestage selbst, richtete General Möllendorff an die Offiziere tief erschüttert unter Tränen die schlichten Worte: „Sie haben den größten der Könige, den ersten der Helden verloren, und ich verliere meinen Herrn und, wenn ich es sagen darf, meinen Freund.“

In der Potsdamer Garnisonkirche an der Seite seines Vaters, unter den von seinen Preußen in ruhmvollen Kämpfen erbeuteten feindlichen Fahnen, ist König Friedrich der Große zur letzten Ruhe gebettet worden.



Verlag der A. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger  
Stuttgart und Berlin

# Friedrich der Große

Von

Reinhold Koser

Volksausgabe

Mit einem Bildnis des Königs nach dem Gemälde von  
F. S. Chr. Franke

— 1. bis 5. Auflage —

Gefestet M. 6.— In Leinenband (nach dem  
Entwurf von Emil Doepler d. J.) M. 7.50

Unlänglich des am 24. Januar 1912 bevorstehenden zweihundertsten Geburtstages Friedrichs des Großen sind aus dem 1904 und 1905 in dritter Auflage erschienenen umfassenden Werke des Verfassers, unter Ausschcheidung der Einzelheiten über diplomatische Verhandlungen, militärische Vorgänge und Verwaltungstätigkeit, diejenigen Kapitel, die vorzugsweise ein biographisches Interesse bieten, ausgewählt und durch Überleitungen zu einem einheitlichen Lebensbild verbunden worden.

Die Koserische Biographie steht als historisches Meisterwerk und als grundlegend für die Geschichte Friedrichs des Großen allgemein in Geltung und ist bekanntlich auch durch die Verleihung des Verdun-Breifes geehrt worden.

Der hier angezeigten volkstümlichen Ausgabe der Lebensbeschreibung des großen Königs aus der besten Feder ist freudige Aufnahme in den weitesten Kreisen gewiss.

Druck der  
Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
in Stuttgart



Wojewódzka Biblioteka  
Publiczna w Opolu

8039 S



001-008039-00-0

